

---

# Psychoanalytische Bewegung

---

Erscheint zweimonatlich + Herausgegeben von A. J. Storfer

---

M. D. Eder:

Vom Guten, Wahren und Schönen

Alfred Winterstein:

Das Erlebnis der Schönheit

Lou Andreas-Salomé:

Zum Typus Weib

Fritz Wittels:

Der hysterische Charakter

Georg Groddeck:

Das Zwiesgeschlecht des Menschen

*und andere Beiträge*

---

*Preis des Heftes Mark 2,-*

# „Psychoanalytische Bewegung“

Erscheint zweimonatlich

Herausgegeben von A. J. Storfer

---

**Alle redaktionellen Sendungen**

(Manuskripte, Rezensionsexemplare usw.)

**und alle geschäftlichen Sendungen**

(Abonnements, Zahlungen usw.)

bitte zu richten an:

**Internationaler Psychoanalytischer Verlag**

**Wien, I., Börsegasse 11**

Telegrammadresse: Psychoverlag Wien — Telefon: U 21-4-29

## Zahlungen

können erfolgen durch Postanweisung, Bankscheck oder durch  
Einzahlung auf eines der

### Postscheckkonti

des „Internationalen Psychoanalytischen Verlags“:

Leipzig 95.112	Paris C 1100.95	Zagreb 40.900
Wien 71.633	s'Gravenhage 142.248	Warszawa 191.256
Prag 79.385	Stockholm 44.49	Riga 36.93
Zürich VIII, 11.479	Budapest 51.204	Kjöbenhavn 24.932

**Preis des Einzelheftes Mark 2.—**

**Abonnement 1931 (6 Hefte) Mark 10.—**

---

### Einbanddecken in Halbleder

zu den abgeschlossenen Jahrgängen (I. Jahrgang 1929 und II. Jahrgang 1930) können zum  
Preise von je M. 3.20 bezogen werden durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag

# Psychoanalytische Bewegung

III. Jahrgang

März-April 1931

Heft 2

## Vom Guten, Wahren und Schönen

*Eine psychologische Ansprache*

*in der „Medical Section“ der „British Psychological Society“ am 26. Februar 1930*

Von

INTERNATIONAL  
PSYCHOANALYTIC M. D. Eder  
UNIVERSITY

DIE PSYCHOANALYTISCHE HOCHSCHULE IN BERLIN

Aus dem Englischen übersetzt  
von Luise Zucker (Wien)

Man hört nicht selten sagen, daß die Psychologie, die sich vornehmlich mit dem Verhalten der Menschen und ihren Beweggründen befaßt, eine zweifelhafte Wissenschaft sei, denn die menschliche Natur sei allzu schwankend, um nach einer Schablone beurteilt zu werden. Die Psychologie wird dann der Physik, diesem vollkommenen Typus einer Wissenschaft gegenübergestellt. Aber die Physiker selbst sagen uns, daß ihre grundlegenden Gesetze, wie z. B. das zweite Gesetz der Thermodynamik und andere, nur statistische, für den Durchschnitt geltende Gesetze sind. „Vieles der anscheinenden Gleichförmigkeit in der Natur“ sagt Eddington, „ist nur die Gleichförmigkeit des Durchschnittes“. Könnten die Einzelwesen der physikalischen Welt, die Atome, Elektronen, Quanten sprechen, würden wir vielleicht manch ein Atom oder Elektron betuern hören, daß es nichts dergleichen täte, was die Physiker als selbstverständlich von ihm fordern und voraussetzen. So wie der Biologe hat auch der Psychologe ein ganz anderes Material vor sich; die Elemente sind oft deutlich vernehmbar und imstande, ihre Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit

dem Registrator zu äußern; die grundlegenden Gesetze der Psychologen sind nicht statistischer Durchschnitt, sondern haben allgemeine Giltigkeit. Einen Begriff wie z. B. den Ödipuskomplex sieht der Psychologe bei Menschen in allen Lebensbedingungen unbedingt bestätigt. Der Einwand, den ein hervorragender Anthropologe dagegen erhob — er glaubte auf irgend einer Insel im Pazifischen Ozean eine Ausnahme gefunden zu haben — war offensichtlich eine falsche Auslegung, geradeso als sähe man im Aufstieg eines Ballons einen Widerspruch zu den Lehren Newtons. Nebenbei bemerkt, kann man die merkwürdige Beobachtung machen, mit welcher Hochachtung die Betrachtungen irgendjemandes, der ein paar Jahre unter Wilden gelebt hat, aufgenommen werden (hier denke ich nicht an den oben erwähnten Anthropologen) im Vergleich zu der kritischen Haltung, die man gegen das Urteil eines Fremden über uns selbst einnimmt, über welches Urteil wir ungefähr die gleiche Meinung haben, wie Dr. Johnson über den Tanz eines Pudels. „Dieser Deutsche oder Franzose oder Chinese ist in der Tat sehr gescheit und zeigt für einen Deutschen oder einen . . . viel Verständnis für uns, aber natürlich entgehen ihm alle feineren Nuancen.“ Es scheint fast, als glaube man, daß es für einen Europäer leichter ist, die wahre Mentalität eines Schwarzen zu verstehen, als für einen Franzosen, die Engländer entsprechend zu würdigen. Ich vermute, daß Vieles aus dem Leben des Wilden der Aufmerksamkeit selbst des scharfsinnigsten Anthropologen entgeht. Immerhin ist heutzutage jede Zivilisation in groben Umrissen genügend klar skizziert, um uns zu der Behauptung zu berechtigen, daß gewisse psychologische Gesetze allgemeine Giltigkeit haben. Darauf begründe ich meinen Anspruch, daß die Psychologie als vollwertige Wissenschaft anzusehen ist, insoweit als diese Wissenschaft danach strebt, allgemeine Begriffe zu formulieren; anders als die Physik begnügt sie sich nicht mit annäherungsweise, statistischen Daten. Natürlich darf man daraus nicht schließen, daß die angewandte Psychologie, z. B. die Psychotherapie oder die Psychotechnik ihrer Daten ebenso gewiß ist, wie die Psychologie selbst. In der angewandten Psychologie beschäftigen wir uns anerkanntermaßen mit Einzelheiten, was nach Blake das „alleinige“ Kennzeichen des Verdienstes ist. Man kann nicht behaupten, daß die Verdienste der Psychologie um menschliche Ange-

legenheiten bis jetzt das Wohlwollen dieser einsichtslosen Welt gewonnen hätten; brächte man etwas mehr Verständnis für unsere Kunst und Wissenschaft auf, dann hätte der Premierminister kürzlich nicht einen ökonomischen Beirat, sondern einen psychologischen ernannt. Die Gewalt der menschlichen Motive in der Industrie wurde von Dr. Culpin bei mehr als einer Gelegenheit vor dieser Versammlung dargelegt. Denken Sie z. B. an die Frage der Lebensversorgung, die im ersten Moment eine rein ökonomische Frage zu sein scheint; heute, da das Problem der Wirtschaftsökonomie vollkommen gelöst ist, da genügend Weizen geerntet wird, um täglich jedem Mann, jeder Frau und jedem Kind auf der Welt ihr viertel Laib Brot zu geben, da Wolle in solchen Mengen gewonnen wird, um täglich jedem Mann ein neues Hemd und jeder Frau einen neuen Kittel zu liefern, da die Hungersnot in einer Provinz oder in einem Land sofort zu überwinden ist, da Kohle in solchem Überfluß existiert, daß sie schwer verkäuflich ist, fragen wir uns verwundert, warum es Menschen gibt, die trotz eines solchen Überflusses an Waren und trotz der Klage über eine Überproduktion an Weizen, Kohle, Textilien und Leder, hungrig, obdachlos und barfuß bleiben. Es bedarf keiner besonderen Gelehrsamkeit, um zu antworten, daß der Fehler im Seelenleben der Menschen liegen muß und nicht in den ihnen zur Verfügung stehenden technischen Einrichtungen. Ich zitiere das Folgende aus „The Nation“ vom 15. Februar, die in einer Notiz über Brasilien und seine Kaffeernten sagt: „Man teilt uns mit, daß für das Jahr 1930/31 keine Besorgnis wegen einer neuen übermäßig großen Ernte besteht und daß, solange entsprechende Maßnahmen für eine Verminderung der Kaffeeanpflanzung vor dem 1. Juli getroffen werden, alles gut gehen wird. Wenn die nächste Ernte die Hälfte der Ernte vom Jahr 1929/30 erreicht, wird sich die Situation rasch klären.“ Für meine Zwecke genügt es, wenn wir verstehen, daß wir es bei diesen Fragen einer entsprechenden Verteilung nicht mit ökonomischen, sondern mit ethischen Problemen zu tun haben — also mit einem psychologischen Problem.

Diese Abhandlung befaßt sich vor allem mit der psychologischen Bedeutung des Wertes gewisser Eigenschaften, die die Dinge für menschliche Wesen besitzen. Ich schlage vor jene Eigenschaften näher zu betrachten, die als tertiäre Eigenschaften der Dinge bekannt sind:

das Gute, das Wahre und das Schöne; Eigenschaften, die zur Realität eine andere Beziehung haben als primäre und sekundäre Eigenschaften, wie Größe, Form, Zahl, Farbe usw. Um die psychologische Bedeutung jener Eigenschaften zu erfassen, muß man ihre Funktionen verstehen, nicht nur ihren Ursprung kennen, sondern auch ihre Absicht und ihr Ziel. Vor vielen Jahren behauptete ich in der alten „Psychomedical Society“, daß es, um einen Schirm zu verstehen, nicht genüge, ihn bis zur Seidenraupe, zum Eisen und zum Baum rückzuverfolgen. Man muß auch den Zweck des Instrumentes berücksichtigen, seine Funktion, die darin besteht, den Gebraucher vor dem Regen zu schützen. Das kleine Kind gewinnt Bedeutung, wenn man es nicht nur als das Produkt zweier Menschen verschiedenen Geschlechts betrachtet, sondern als den zukünftigen Erwachsenen. Will man das Wesen der Schmetterlingspuppe vollkommen erfassen, dann muß man sie einerseits bis zur Larve, andererseits aber auch bis zum fertig ausgebildeten Insekt verfolgen. Nach der Darstellung S. Alexanders<sup>1</sup> ist der Wert ein allgemeines biologisches Phänomen, denn jede Abstammung bedeutet nach der Darwinschen Theorie eine Auslese von Werten. Werte entstehen durch die Prüfung verschiedener Typen unter bestimmten äußeren Bedingungen. Variationen sind die Folgen von Wünschen oder von Bedürfnissen, in Freuds Terminologie die Resultate eines Wunsches. Um es anschaulicher auszudrücken: Wassertiere, die sich dem trockenen Land anpassen wollen, verwandeln ihre Kiemen in Lungen; Landtiere, die sich nach der Luft sehnen, ändern ihre Vorderpfoten in Flügel. Der Mensch bedient sich im Gegensatz zu anderen Arten eines ganz verschiedenen biologischen Verfahrens. Er versucht keine Veränderungen an sich selbst, aber er ändert seine Umwelt gemäß seinen Wünschen. Er macht seine Zähne nicht schneidender, seine Nägel nicht scharfer, wenn er sich einen Stein oder einen Baum nutzbar machen will; aber er paßt seine äußere Umgebung seinen inneren Wünschen an. Natürlich war der Mensch noch nicht imstande, alle gewünschten Veränderungen hervorzubringen, aber es ist seine biologische Tendenz, eine Änderung der Werte in seiner Umgebung herbeizuführen. In seinen Anfängen zeigt sich der Wert als Erkenntnis

---

1) Alexander, Space, Time and Deity. 1927.

oder Auswahl jener Eigenschaften, die eine Verlängerung des Lebens begünstigen und als Verwerfung jener Eigenschaften, die den Tod beschleunigen — die natürliche Auswahl also, die der Organismus unter jenen Veränderungen vornimmt, die ihm die größte Sicherheit für verlängerte Lebensdauer bieten und beim Menschen wiederum eine natürliche Auswahl von solchen Veränderungen in der Umgebung, die ihm die größte Sicherheit für ein ewiges Leben versprechen. Es ist nicht sehr wesentlich für meine Beweisführung, ob man mit Darwin daran glaubt, daß die Veränderungen zufällige sind und daß die Macht des Organismus auf eine Auswahl wünschenswerter Veränderungen beschränkt sei, oder ob man mit Lamarck die Veränderungen als die erfüllten Wünsche eines nach ewigem Leben suchenden Organismus betrachtet. Lamarcks Worte lauten: „Das Hervorbringen eines neuen Organes im animalischen Körper ist das Resultat des unvermuteten Auftauchens eines neuen Bedürfnisses, das sich andauernd fühlbar macht. So geben die Veränderungen in der äußeren Welt Anlaß zu dem neuen Bedürfnis, eben diese Veränderungen zu beherrschen.“ Der Mensch ist, wie ich schon sagte, den anderen Weg gegangen und hat seine Wünsche befriedigt, indem er der äußeren Welt Veränderungen aufzwang. Diese äußere Welt umfaßt nicht nur alles, was außerhalb liegt, sondern auch ihre innere Beziehung zu den Dingen einschließlich derjenigen zum Menschen selbst und zu seinem bewußten Ich, das heißt zu ihm als Objekt. Durch dieses biologische Bedürfnis nach Veränderung und Anpassung entsteht im Menschen die Würdigung jener Faktoren, die ihm lebensverlängernde Werte versprechen, also der Inbegriff des Wertes selbst. Manchmal wird die Frage erörtert, ob das Gute in der Ethik eine unbedingt wahre oder wesentliche Komponente der menschlichen Natur sei. Aber selbst wenn wir sagen, daß der Mensch der Ethik nur mit Worten dient, so wird ein solcher Dienst seiner anerkannten Notwendigkeit wegen geleistet. Jene, die am lautesten gegen ethische Rücksichtnahmen in menschlichen Beziehungen protestieren, meinen nur, daß sie andere ethische Ansichten haben. Die Sowjetregierung diskreditiert die gegenwärtigen Formen der Religion und wirbt Anhänger für das Evangelium des Atheismus und dies aus einer tiefen Würdigung des Guten heraus, obwohl ihr Begriff vom Guten von dem anderer Menschen abweichen

mag. Der Ausspruch von Marx, daß die Religion das Opium des Volkes sei, ist in Moskau in der Nachbarschaft einiger Kirchen angeschlagen, um zu verhindern, daß das Volk auf diese Art betäubt werde — eine Kundgebung der hohen, wenn auch unsererseits als eigenartig angesehenen, ethischen Motive jener Regierung. Selbst die Psychoanalytiker waren nicht imstande, sich dieser Klage der Menschheit — falls es eine war — zu verschließen. Vieles in ihrer Terminologie: Sublimierung, polymorph Pervertierter, infantiler Verbrecher, verrät ihre ethischen Motive. Freud selbst hat es in Abrede gestellt, daß das Gute ihn bei seiner Arbeit beeinflusst habe, aber es ist nicht zu übersehen, daß einige seiner Publikationen den besorgten Wunsch nach einer Besserung der Menschen verraten (z. B. „Die Zukunft einer Illusion“). Der Psychoanalytiker selbst hat sich bemüht, die unbewußte Bedeutung seiner eigenen Terminologie aufzuzeigen.

Vor mehr als 30 Jahren suchte mich spät nachts eine Dame auf und bat mich um Christi Willen, sofort zu einem Mann zu gehen, der etwa 20 Meilen entfernt mit einer Gewehrschußwunde darniederlag. Sie vergewisserte sich meiner Verschwiegenheit, ehe sie den Namen des Patienten — es war ein gefürchteter Räuber — und seinen Versteckplatz preisgab. Ich ritt sofort los und sagte meiner Führerin bloß, daß es nicht die Liebe zu Christus sei, die mich antrieb, sondern mein ärztliches Gelübde. Der Mann hatte eine Gewehrschußwunde im Oberschenkel, als Begleiterscheinung einen Bluterguß und andere Komplikationen, die eine sofortige Amputation notwendig machten. Niemals habe ich erbaulichere Reden gehört als von diesem unbelesenen Mann, der einige mutwillige Morde und zahllose Räubereien auf seinem Gewissen hatte. Man hinterbrachte ihm eine falsch ausgelegte Version meiner Bemerkung und er beschimpfte mich deshalb, obwohl die Notwendigkeit ihn zwang, meine Dienste anzunehmen. Nach seiner Genesung schloß er sich der konservativen und religiösen Partei an, mit der er bisher in Feindschaft gelebt hatte und wurde mein und meiner Familie erbitterter Feind. Seine Bekehrung war, wie er erklärte, auf den Schock zurückzuführen, den er durch meine materialistische Auffassung vom Leben bekommen hatte.

Ich erinnere mich einer anderen Gelegenheit, wo mir eine ganz verschiedene Behandlung widerfuhr. Ich wohnte eine zeitlang unter



einigen menschenfressenden Indianern am oberen Amazonenstrom, als ich an Dysenterie erkrankte. Ich wurde dort von einer alten Dame, der Großmutter eines meiner menschenfressenden Freunde, ungemein liebevoll — wenn auch nicht eben sehr geschickt — gepflegt und das ohne die geringste Aussicht oder Hoffnung auf Belohnung. Ich erwähne diese einzelnen Fälle, die von jedem der hier Anwesenden mehr oder weniger miteinander verglichen werden können, um eine Binsenwahrheit zu bekräftigen: daß ethische Motive den menschlichen Wesen auf der ganzen Welt gemeinsam sind, selbst jenen, deren Leben nicht durch solche Motive geregelt scheint und jenen, die leugnen, daß ihr Leben durch sie beeinflußt wird. Ich frage nun nicht nach dem Ursprung dieser Eigenschaft, über die in letzter Zeit so viel geschrieben wurde und bringe eine sehr einfache Erklärung ihrer Funktion vor, die einen Verteidigungsmechanismus zu Gunsten der Arterhaltung darstellt, einen bloßen Regulierungsbehelf. Wenn ich längs des Gehsteiges gehe und nicht auf die Anwesenheit anderer Personen achte, werde ich langsamer vorwärts kommen und mich möglicherweise durch das Anstoßen an diese anderen Menschen verletzen. Dadurch aber, daß ich ihre Existenz anerkenne, werde ich mit geringfügigen Umwegen dieses Anstoßen und seine verzögernden Folgen vermeiden. Wir nennen das „gut“, was das psychologische Bedürfnis nach einer solchen Regelung des Verhaltens anerkennt und dasjenige „böse“, was dieses Bedürfnis nicht beachtet. Kants Ansicht, daß die Moral aprioristischen Charakter hat, ist insofern berechtigt, als sie nämlich vor einigen 300.000 Jahren gleichzeitig mit dem Auftreten des Menschen auf Erden in Erscheinung trat. Einer der ersten Versuche des Menschen besteht darin, die Umgebung seinen eigenen Bedürfnissen anzupassen, wobei die Umgebung hier sein bewußtes Ich darstellt. Diese besondere Veränderung entsteht aus dem gleichen Bedürfnis, wie die organischen Änderungen anderer Arten. Wir wissen, daß solche Veränderungen in sich den Keim zur Disharmonie tragen können. Dies verhält sich so vor allem bei jenen Veränderungen, die der Mensch der äußeren Welt auferlegt hat; für einen vollkommenen Zustand sind eine Anzahl von Bedingungen notwendig, und durch das häufige Fehlen bestimmter solcher Bedingungen mißlingt es dem Menschen, den Höchstwert dieser von ihm selbst

herbeigeführten Veränderungen zu erlangen. Noch eine andere Schwierigkeit findet sich in seinen Umwelt-Beeinflussungen, die ich zwar beschreiben, aber schwerlich erklären kann. Bei allen Funktionen, die vom Körperbau abhängen, gibt es eine gewisse Grenze für den Körperbau innerhalb dieser Arten. Die Größe des Menschen schwankt zwischen 1.4 m (zwerghaft) und 1.72 m (sehr groß), aber es gibt keine, sagen wir 10 m hohe Menschen. Wenn wir uns die Veränderungen ansehen, denen der Mensch seine Umgebung ausgesetzt hat, scheint das Fehlen solcher organischen Grundlagen keine Rolle zu spielen. Eine nützliche Modifikation kann so maßlos übertrieben werden, daß sie zu einer Quelle des Schadens für die ganze Rasse wird. Dies ist der Fall bei vielen Erfindungen des Menschen. Die Zeitungen unseres Landes sind heute voll des Bedauerns über die Verwüstungen der englischen Landschaft. Eben die Menschen, die selbst die Vorteile der Verwüstungen genossen haben, sind nun, da die Beute in ihrem Besitz ist, besorgt, daß andere dieses Zerstörungswerk fortsetzen könnten. In diesem Sinne wächst auch das Gute — die Erfindung des Menschen, um seine Beziehung zu den Mitmenschen zu regeln — über seinen ursprünglichen Zweck hinaus und kann zu einem Werkzeug der Vernichtung werden. Es würde sich auf jeden Fall erweisen, daß die Verteilung der Dinge, die zu dem paradoxen Zustand führt, auf den ich zu Beginn dieses Vortrages aufmerksam machte, nicht von ehernen Gesetzen abhängig ist, sondern von menschlichen Motiven, die ebenso veränderlich und dehnbar sind, wie die Häuser und die Kleidung der Menschen. Ich werde auf die Frage zurückkommen, was an der Mentalität des Menschen stabil ist und was unstabil.

Wenn, wie ich behaupte, das Gute eine menschliche Erfindung ist, die Antwort auf ein Bedürfnis ebenso wie der Ackerbau eine Erfindung des Menschen, die Antwort auf ein Bedürfnis nach Nahrung war, oder das Flugzeug eine Erfindung als Antwort auf das Bedürfnis, die Luft zu durchqueren, dann können wir die Vorteile zugeben, die im Erkennen dieses Bedürfnisses liegen und darin, daß die Menschen ihre Angelegenheiten in Übereinstimmung mit diesem Bedürfnis regeln. Die Moral ist dann wirklich wenig mehr als eine Art von polizeilicher Vorschrift für die Regelung des Verkehrs. Solche polizeilichen Maßnahmen sind natürlich nicht leicht. Aber wenn sich alle anderen

menschlichen Beziehungen ohne mehr Verluste und ohne größere Reibung als der Londoner Verkehr abwickeln könnten, glaube ich nicht, daß wir viel Anlaß zur Unzufriedenheit hätten.

Dies stellt natürlich in keiner Weise in Abrede, daß der Mensch sowohl Vorteile wie Nachteile aus der Hypertrophie des Guten erfahren hat, wie es in den Religionen und der menschlichen Sehnsucht überhaupt zu sehen ist. Frazer hat auf den Nutzen hingewiesen, den der Mensch aus dem Aberglauben gezogen hat; und in einem kürzlich erschienenen Aufsatz sagt Havelock Ellis das Gleiche vom Tabu. Sowie wir uns dieser Vorteile bewußt werden, hört ihre Wirkung auf, und Veränderungen werden eingeleitet oder notwendig. So ist also eine große Menge dessen, was als menschliche Natur bezeichnet wird, eine Erfindung des Menschen und wirkt sich innerhalb eines so dehnbaren Rahmens aus, daß es schwer ist, ihren zahllosen möglichen Auswirkungen eine Grenze zu setzen. Der Rahmen ist so dehnbar, weil ihm, wie ich schon sagte, die Starrheit einer organischen Grundlage fehlt; den Geist kann man bilden, während der Körper weit weniger veränderungsfähig ist. Der Geist ist an die Zeit, nicht an den Raum gebunden.

Das nächste Gut, das auf meiner Liste steht, ist das Wahre. Unter dem Wahren verstehe ich die Beziehung des Menschen zur äußeren Welt, zu dem, was die Psychologen Realität nennen, denn die Psychologen müssen die Realität des Nicht-Ich ebenso als selbstverständlich voraussetzen, wie die Realität des Ich. Die Entstehung des Wahren besteht darin, daß die Mutterbrust als etwas außerhalb meiner selbst erkannt wird, worüber ich nur unvollkommene Macht besitze. Das Ziel der Wissenschaft liegt in dem Bemühen, im Augenblick, da die Brust als das Nicht-Ich erkannt wurde, eine immer wachsende Macht über sie zu erlangen. Es gibt viele Definitionen der Ziele der Wissenschaft, und ich kann nicht sagen, ob viele jener Definitionen die Ansicht zulassen würden, daß die Wissenschaft mit dem Bemühen des Kindes beginnt, Macht über jenes Organ zu erlangen, teils aus dem Bedürfnis nach Nahrung, teils um libidinöse Wünsche zu befriedigen. Der Sieg über die Umgebung als Antwort auf das Bedürfnis des Menschen — ein ewig wechselndes Bedürfnis, das sich auf die ganze äußere Welt erstreckt und, wie ich früher sagte, den Menschen selbst

miteinbezieht — ist dasjenige, was ich als das Wahre oder die Wissenschaft ansehe. Hier möchte ich gerne in Parenthese hinzufügen, daß es von diesem Gesichtspunkt aus keinen Konfliktstoff zwischen Religion und Wissenschaft geben kann; die Wissenschaft kann gewisse Schöpfungstheorien und die historische Darstellung bestimmter Religionen berichtigen. Sie kann den triftigen Grund anführen, warum die in der Genesis dargestellte Schöpfungstheorie abzulehnen ist und desgleichen die auf den Gedenktafeln von Ninive erzählte Schöpfungsgeschichte, oder die Hottentottenüberlieferung von der Weltschöpfung. Aber hier geht der Streit nur um bestimmte Auffassungen über die Schöpfung, nicht um die Religion selbst. Der wirkliche Konflikt besteht zwischen der Religion, welche sich in einem Gott offenbart, der das Böse bestraft und das Gute belohnt einerseits und anderen metaphysischen Erklärungen des Universums und seiner Entstehung andererseits. Ich komme wieder auf mein Thema zurück und bin mir nun bewußt, daß manchmal von einer Trennung zwischen der angewandten Wissenschaft als dem Hauptbestandteil praktischen Wissens geredet wird, auf die allein sich meine Definition des Wahren anwenden ließe, und der reinen Wissenschaft, die sich an die intellektuelle Wißbegierde der Menschheit wendet. Die Geringschätzung, die der reine Wissenschaftler oft für den praktischen Wissenschaftler bekundet, ist uns bekannt: Tyndall wies darauf wiederholt in seinen Vorträgen hin mit der ganzen Verachtung des Theoretikers gegenüber dem Praktiker; aber selbst jene, die sich mit den abstraktesten Begriffen befassen, fühlen, wie ihre Kräfte neu belebt wiederkehren, wenn sie sich von Zeit zu Zeit wieder einer praktischen Arbeit mit praktischen Zielen zuwenden. Der größte Praktiker empfindet manchmal, daß seine Fähigkeiten durch ein begriffliches Verständnis seines eigenen oder zumindest eines anderen Wissenszweiges gesteigert werden. Die Wissenschaft oder das Wahre ist also der Versuch des Menschen, seine Umgebung erfolgreich zu beherrschen und sie mit seinen wechselnden, eine völlige Anpassung an die Realität anstrebenden Bedürfnissen in Übereinstimmung zu bringen. Der Mensch bleibt unverändert, aber er entwickelt sich — um Darwins Bezeichnung zu gebrauchen — zu einer neuen Spezies, mittels einer natürlichen Auswahl und zwar einer Auswahl von Dingen, die der Welt außerhalb seiner selbst angehören.

Als die Ägypter, nach Elliott Smiths Geschichte der Zivilisation der Menschen, anfangen, Gerste anzubauen und aufzuspeichern, war eine neue Art Menschen entstanden, die sich ebenso vom präagrikulturellen Menschen unterschieden, wie sich das Pferd vom Hipparion unterscheidet. Beim letzteren beruht der Unterschied in der Funktion auf organischer Grundlage, beim ersteren hat die verschiedenartige Funktion eine psychologische Grundlage. Schwierigkeiten entstehen, weil das alte psychologische Fundament verändert wurde, um den neuen Forderungen zu entsprechen; die gleichen Schwierigkeiten finden wir bei physiologischen Einrichtungen. Auch hier wickelt sich ein fortlaufender Prozeß ab, nämlich die Anpassung des alten Materials an neue Forderungen. Dem Menschen sind viele nutzlose und selbst schädliche archaische physiologische Bedingungen verblieben: die Körperhaare, das unvollkommene Auge, wertlose Nägel, zu viele Zähne. Hätte man die Rationalisierung zu Beginn der Welt verstanden, dann hätte man vielleicht nicht so oft den Versuch gemacht, neuen Wein in einen alten Weinschlauch zu gießen, sondern bei jeder Entwicklungsphase hätte eine vollständige Erneuerung und Umgestaltung stattgefunden. Die natürliche Auswahl scheint eher sparsame Neigungen zu haben, und so kommt es, daß weder der Körperbau des Menschen, noch seine physiologische Basis, noch besonders das Unbewußte des Menschen irgendeine Veränderung erfahren haben, die mit jenen von ihm selbst provozierten Veränderungen in seiner Umgebung übereinstimmen. Jeder von uns, wenigstens kann ich das von mir behaupten, wäre bereit, die menschliche Natur zu verbessern, ließe man ihm freie Hand. Wir würden den Menschen in ein fröhliches, glückliches Geschöpf verwandeln. Natürlich muß dafür die vollendetste Form der Rationalisierung gestattet sein. Wir müßten alles einreißen, wenn wir Männer und Frauen schaffen sollten, die unserem Herzenswunsch besser entsprechen. Man hat sich nach dieser Richtung hin bemüht und diesen Bemühungen entspricht der letzte meiner Werte — das Schöne.

Sagen Sie, was Sie wollen, das Bewußte in uns hält unseren Planeten für eine traurige Welt. Der eine jammert, weil er nicht die Kraft besitzt, zu jeder Stunde jeden Tages geschlechtlich zu verkehren; der andere jammert, daß er wohl die Kraft, aber nicht das Verlangen danach hat. Wieder ein anderer, daß er zwar das Ver-

langen und die Kraft hat, aber daß seine Begierden ihn überwältigen. Diese Männchen und Weibchen wollen entweder die sexuelle Kraft des Affen haben oder sie wollen vollkommen geschlechtlos sein, um so von allen solchen „niedrigen“ Neigungen befreit zu sein. Jeder ist sich bewußt, daß es Disharmonien gibt: mit vollem Magen leidet man an Hungergefühlen, weil man fürchtet, daß es um das Morgen oder um die nächste Woche oder um die nächste Ernte schlecht bestellt sein wird. Der Mensch hat viele Erfindungen gemacht, um sich mit diesen intrapsychischen Konflikten auszusöhnen. Der Dichter versichert uns, daß das Malz mehr dazu tut, als Milton,<sup>1</sup> Gottes Wege vor dem Menschen zu rechtfertigen. Aber die Aussöhnung dauert nur solange wie die Wirkung des Bieres. „Wachet auf, die Welt ist noch immer die alte Welt“. Andere haben diese Aussöhnung in der Entdeckung der Schönheit gesucht. Welches sind die Motive, die uns veranlassen, die Schönheit zu suchen, welche Funktion erfüllt sie? Das ist meine Frage. Ich lasse es beiseite, daß die Entstehung der Künste auf unsere libidinösen Empfindungen und Wünsche zurückgeführt wird. Ein arabisches Sprichwort sagt: „Drei Dinge entzücken das Herz des Mannes — die Schönheit der Frau, das frische Grün des Grases und das Glitzern des Wassers“. Es fällt nicht schwer, einzusehen, daß die Anerkennung weiblicher Schönheit durch den Mann schon eine libidinöse Befriedigung ist, und ebenso klar ist die Rolle, welche diese Schönheit in der Entwicklung gespielt hat. Die Ausbreitung libidinöser Wünsche durch die Stimme, den Gesang, die Musik und die Darstellungen dieser Wünsche in den plastischen Künsten wird ohne weiteres anerkannt werden. Wenn dem so ist, wird man, glaube ich, nichts gegen die Ansicht einwenden, daß das Schöne eine biologische Rechtfertigung hat. Seine Funktion besteht darin, unseren unbewußten instinktiven Wunsch nach Freude und vollständiger Befriedigung in Einklang zu bringen mit unserer bewußten Erfahrung, daß das Leben des Menschen in Hobbes Worten „einsam, armselig, häßlich, brutal und kurz“ ist („britisch und kurz“ las ich einmal).<sup>2</sup> Eine Schilderung des menschlichen Lebens, wie es sich dem aufgeklärten Beobachter

---

1) Das englische Wortspiel *malt-Milton* ist durch die Übersetzung etwas abgeschwächt. (D. Übers.)

2) „Brutal“ im englischen *brutish*; daher das Wortspiel *brutish-british*. (D. Übers.)

zeigen würde, ist mit jedem leidenschaftlichen Verlangen nach dem Leben unvereinbar, und zwar gilt dies sowohl für das Individuum, wie für die ganze Rasse. Sie könnte nur einen Pessimismus hervorrufen, ähnlich jenem schrecklichen Ausspruch Voltaires, daß alles zum Besten ist, in dieser besten aller möglichen Welten. Eine solche Auffassung mußte zu einem Ergebnis im Sinne Schopenhauers führen. Die Phantasie verwirft diese Möglichkeit und beschäftigt sich mit zahllosen anderen möglichen Welten. Um diese Katastrophe für die gesamte Menschheit abzuwenden, hat der Mensch eine andere Art der Wertung entwickelt — die Übertragung seiner Libido auf die Darstellung gewisser Dinge. Das ist der Ewigkeitswert, den das Schöne für die Menschen hat. Henley pries die großmütigen Götter dafür, daß sie uns die Lebensfreude bieten in der Kunst, in der Liebe, in der Treue, im Wein; eine psychologische Deutung aber würde es so auslegen, daß Kunst und Liebe und Treue und Wein Erfindungen des Menschen sind, um uns eben diese Lebensfreude zu verschaffen. Das Interesse an der reinen Wissenschaft erfüllt eine ähnliche Funktion wie das Schöne und befriedigt den nahezu unheilbaren Größenwahn der Menschheit, wie es Ferenczi nennt. Eine frühere Generation von Gelehrten behauptete, daß dem menschlichen Wissen kraft der Wissenschaft keine Grenze gesetzt sei. Die jetzige Generation ist, wenn ich die Schriften Eddingtons und Whiteheads als typisch ansehen darf, bescheidener. Eddington behauptet, daß das Gebiet der physikalischen Wissenschaft beschränkt sei, und ist überzeugt, daß dort, wo die physikalische Wissenschaft keine Lösung finden kann, die Metaphysik eine bereit hat, wenn sie sie nur eines Tages einer sehnsuchtsvoll wißbegierigen Welt enthüllen wollte. Physik und Metaphysik werden einmal das Universum erklären. Diese angenehme Illusion, ein Überbleibsel unserer infantilen Allwissenheit, bleibt als Antrieb für abstraktes Denken und für die Entwicklung neuer menschlicher Arten bestehen.

Die Götter verlassen uns! Jehova und Christus und Brahma folgen Ra und Zeus und Wotan. In ein paar hundert oder tausend Jahren werden sie alle die gleiche Rolle in der Mythologie spielen. Wir sehen keine neuen Götter, die sich erheben, um ihre Stelle einzunehmen. Ein kühner Versuch wurde in Benares vor einigen zwanzig Jahren unter-

nommen, da Krishnamurti als der künftige Weisheitslehrer ausgerufen wurde. Aber Krishnamurti hat den Sternorden, dessen Haupt er war, aufgelöst und erklärt, daß er dies tue, weil es nicht seine Absicht sei, die Menschen zu binden, sondern sie frei zu machen.

Früher oder später wird der Mensch die volle Verantwortung für sich selbst und seine Taten tragen müssen. Er wird es lernen, seine Beziehungen zu den Mitmenschen und der Welt zu regeln, ohne sich an Vorschriften zu halten, die durch seine einstige Furcht und gegenwärtige Angst entstanden sind. Er wird sich vielleicht dazu entschließen, von Göttern und Teufeln unabhängig zu werden, indem er sie als Projektionen eben dieser seiner Wünsche und Befürchtungen erkennt. Zweifellos wird es lange Zeit hindurch Grauen erregen, allein ohne diese gewohnten Stützen zu stehen; aber wir können immerhin mit Befriedigung feststellen, daß dies trotz allem ein sehr fernliegendes Ereignis ist, ein Ziel, auf welches der Mensch langsam hinsteuert und das er vielleicht niemals erreichen wird; daß es noch tausende von Jahren hindurch eine genügende Menge angenehmer Illusionen in der Kunst, Literatur, Wissenschaft und Philosophie geben wird mit zahllosen Modifikationen in dieser Welt, die der Mensch so fortgesetzt ändert und neu gestaltet. Die Motive, die den Menschen zur Würdigung von moralischen Qualitäten, von Wissenschaft und Schönheit treiben, sind für die Entwicklung des Menschengeschlechtes charakteristisch. Die Menschen sind seit ihrem ersten Erscheinen im Wesentlichen unverändert geblieben und zwar sowohl in körperlicher wie in geistiger Beziehung. Aber der Mensch hat die Bedingungen, unter welchen er lebt, so ungeheuer verändert, daß wir angesichts der Beziehungen des Menschen zu seiner Umwelt bei manchen Entwicklungsphasen der Menschheitsgeschichte berechtigterweise sagen könnten: hier tritt eine neue Gattung Mensch auf. Im Gegensatz dazu bleibt der grundlegende geistige Mechanismus, das Unbewußte, jene Quelle der triebhaften Impulse, eine Konstante. Die Umgebung, die der Mensch geändert hat, um sie seinen neuen Bedürfnissen anzupassen, umfaßt — und das ist die weitreichendste der von ihm verursachten Änderungen — auch die inneren geistigen Beziehungen des Menschen. Sein bewußtes Ich, das Ich des Psychoanalytikers, bildet einen Teil der äußeren Welt des Menschen und mit Hilfe dieses Ichs haben wir



uns zu den erhebendsten Neuerungen mühsam emporgeschwungen. Diesem wandelbaren Ich verdanken wir die Anpassungsfähigkeit des Menschen an die Gesamtheit der Veränderungen in seiner Umgebung. Auf diesem Teil des geistigen Instrumentes ertönen die Variationen, die in jeder Richtung modulationsfähig und wandelbar sind. Wir können diese Erfindungen, die vielleicht seinerzeit nützlich waren, vernichten oder wir können aufhören sie zu benützen. Und ebenso können wir uns von heute überholten Begriffen abwenden, ob diese Begriffe nun das Gute, Wahre oder das Schöne betreffen — Begriffe, die wohl zu einem Teil des Ichs geworden sind, aber, durch die Gesetze ihrer Wesensart bedingt, niemals zu dessen dauerndem Bestandteil werden. Neue Bedingungen werden neue Ich-Beziehungen schaffen. Das ist es, was ich ein Äquivalent für die Bildung neuer Arten nenne. Die menschliche Natur ist unveränderlich, soweit das Unbewußte des Menschen in Betracht kommt, aber je nach unserem Bedürfnis variabel mit Rücksicht auf das bewußte Ich. So sind also der menschlichen Natur, wenn wir darunter das Unbewußte verstehen, gewisse Grenzen gesetzt; neue Entwicklungen, Anpassung an neue Sitten können nur im Ich vollbracht werden. Der Weg des Menschen zur Befreiung ist nicht so eng begrenzt, wie manche behauptet haben, aber sein Schicksal bleibt ewig in einem Zustand labilen Gleichgewichts. Wenn man will, schließt diese Auffassung auch den Glauben an die Erbsünde ein, doch ohne den Glauben an eine bestimmte und endgültige Erlösung des Menschen. Sie bedeutet, daß das Leben anstrengend, abenteuerreich und freudvoll ist, eben weil wir ewig nach dem Ziel suchen, ohne Aussicht, es schließlich zu erreichen. Haben wir einmal die Grenzen unserer Macht in der Neugestaltung der Welt erreicht, so ist es möglich, daß die Entwicklung auf längst vertrauten Bahnen aus der Zeit vor dem Erscheinen des Menschen fortschreiten und von Neuem mit Veränderungen im Unbewußten des Menschen beginnen wird. Das würde Nietzsches Prophezeiung vom Über-Menschen erfüllen und eine so vollständigen Umwertung aller heute abend besprochenen Werte bedeuten, daß der Homo Nietzsche wenig oder keine Bedeutung mehr für uns lebende Wesen haben würde. Der Affe des Leierkastenmannes würde sich vielleicht sehr darüber unterhalten, könnte er seine Verwandtschaft mit dem Musiker erkennen. Jedoch die Vorstellungen des

Leierkastenmannes über Vergnügungen und seine Wertbegriffe von Moral, Wissenschaft und Schönheit können ihn weder hinreißen, noch könnte er bereit sein, sie zu akzeptieren. Kurz gesagt, der Über-Mensch ist ebensowenig eine Hilfe für den Menschen, wie — worüber Sie sich vielleicht beschweren werden — meine Betrachtungen für Ihre therapeutischen Bestrebungen.

---

## Das Erlebnis der Schönheit und das künstlerische Ichideal

Von

Alfred Winterstein

„Form und Schönheit haben auf irgend eine Weise etwas mit dem Tode zu tun.“

Thomas Mann.

Die Rolle, die dem Über-Ich des Künstlers im Schaffensvorgang zufällt, wurde zum erstenmal von H. Sachs in seiner Abhandlung über „Kunst und Persönlichkeit“ (Imago XV, 1929) erörtert. Er meint, daß das Über-Ich als Gewissen, als Zensor für das Ich ein wichtiges Motiv bildet, sich seines Narzißmus zugunsten des Werkes zu entäußern. Von dem Über-Ich geht das Schuldgefühl aus, das den tagträumenden Künstler, der Erlösung vom Schuldgefühl und Aussöhnung mit seinem Gewissen sucht, veranlaßt, seine Phantasien so umzuformen, daß ihr ursprünglicher Inhalt unbewußt bleibt. Nach einer in einer früheren Arbeit desselben Verfassers („Gemeinsame Tagträume“, Wien 1925) entwickelten Theorie tritt die vom Dichter durch Mitteilung an die Anderen angestrebte Entlastung des Gewissens dann ein, wenn mit Hilfe des Werkes bei diesen an gleichartige Phantasien gebundene Affekte entfesselt werden. In diesem Affektwiderhall will Sachs ein Eingeständnis der nämlichen verbotenen Wünsche und Triebe erblicken, deren Befriedigung nur allen miteinander gestattet ist.

Um aber zu den Ausführungen von Sachs in „Kunst und Persönlichkeit“ zurückzukehren: die Zustimmung des Über-Ich zur Veröffentlichung der ins Bewußtsein zugelassenen entstellten und verkleideten Tagträume scheint an neue, strenge Bedingungen geknüpft zu sein; der Schönheit

des Werkes dürfte hierbei eine große Bedeutung zukommen, da durch sie vor allem das Über-Ich „bestochen“ wird. Die dauernde Billigung des Über-Ich als ästhetischer, nicht nur moralischer Instanz ist nach Sachs bei jenem Künstlertypus, der „unpersönliche“ Kunstwerke hervorbringt, so gut wie einziges Ziel der Bemühung, aber auch dort, wo diese eine Bedingung der künstlerischen Gestaltung nicht zur Ausschließlichkeit erhoben wird, fordert das Über-Ich — freilich mit geringerem Erfolg — Opfer von Objektbesetzungen zugunsten der Formgebung. Sachs kann sich freilich nicht der Einsicht verschließen, daß sogar jene Kunstwerke, die er unpersönliche nennt, irgendwelche Wunscherfüllungen enthalten müssen. Diese zur Befriedigung zugelassenen Triebe werden aber jedenfalls nur den prägenitalen Entwicklungsstufen angehören dürfen. Ich glaube nun, daß es sich bei den dichterischen Schöpfungen, deren strenge, klassische Formschönheit das Plazet des Über-Ich gefunden hat, vornehmlich um sadistische und anale Triebkräfte handelt, die im Bunde mit dem Narzißmus in der künstlerischen Formgestaltung Befriedigung finden, welche gleichzeitig doch auch der Beschwichtigung der an diese geheimen Regungen geknüpften Schuldgefühle dient. Diese Annahme würde gut zu dem destruktiven, aggressiven Charakter des Über-Ich stimmen, den Freud in seiner Abhandlung über „Das Ich und das Es“ erläutert hat. Das Ich hat sich dem Über-Ich in diesem Falle so weitgehend angenähert, daß es den Anschein haben kann, als ob das Über-Ich allein die künstlerische Arbeit am Werk, dem Ersatzobjekt des Ich, leistete. Der desexualisierte Sadismus ist nur der auffälligste Bestandteil des Über-Ich. In der Einstellung des Über-Ich zum Ich will E. Jones (Ursprung des Über-Ichs. Intern. Ztschr. f. PsA. Freud-Festschrift 1926) mit Recht auch neben anderen Partialtriebelementen Spuren der analen Komponente der anal-sadistischen Entwicklungsstufe erblicken. Überall dort, wo das Über-Ich als oberste ästhetische Instanz das Gesetz der künstlerischen Form diktiert, lassen sich solche analen Züge, sublimiert oder durch Reaktionsbildungen ersetzt, nachweisen. Die fordernde, gebieterische Natur des Ideals leitet sich freilich auch (vielleicht sogar hauptsächlich) aus der sadistischen Komponente des Über-Ich ab. Die vom Über-Ich erhobene Forderung nach Schönheit des Werkes regt die Frage nach dem Begriff der Schönheit an und nach dessen Beziehung zu gewissen Eigenschaften des künstlerischen Ich-Ideals. Da es ein aussichtsloses Beginnen wäre, eine Definition der Schönheit zu geben, müssen wir uns damit bescheiden, einige charakteristische Merkmale, teils positiver, teils negativer Art, anzuführen. Das Schöne hat einmal sicherlich eine stärkere Beziehung zur Form als zum Inhalte des Kunstwerkes (man spricht nicht von einem schönen Inhalt, wohl aber von einem interessanten, packenden,

tragischen, heiteren usw.). Diese Vernachlässigung des Stofflichen erklärt es wohl auch, warum Schönheit gern mit klassischer, d. h. formvollendeter Schönheit gleichgesetzt wird. Zum Wesen der Schönheit scheint ferner der Charakter des Typischen, Schematischen zu gehören. Das Schema, der Begriff ist aber als eine „verdinglichte Einstellung“<sup>1</sup> (W. Betz, Psychologie des Denkens, Leipzig 1918) zu betrachten. Die Einstellung als ein Gerichtetsein, ein Beziehungsbewußtsein weist wiederum auf affektiv-motorisches Erleben hin. In meiner Abhandlung über „Motorisches Erleben im schöpferischen Vorgang“ („Psychoanalytische Bewegung“, I/4) habe ich zu zeigen versucht, daß ein solches Erlebnis mit der künstlerischen Formgestaltung eng verknüpft ist, so daß wir jetzt den Zusammenhang zwischen den beiden Merkmalen des Schönen, dem Typischen und dem Formalen, besser erkennen werden. In diesen Eigenschaften verrät sich jedoch auch der Einfluß des Destruktionstriebes, dessen Repräsentant, der Sadismus, in naher Beziehung zu der dem Künstler eigentümlichen motorischen Veranlagung steht, wie ich in der gleichen Arbeit dargelegt habe. Vielleicht ist so der Ausspruch Thomas Manns zu verstehen: „Form und Schönheit haben auf irgend eine Weise etwas mit dem Tode zu tun.“

Das Erlebnis der Schönheit ist mit Lustgefühlen verbunden, die aus narzißtischen Quellen stammen. „Die Liebe zur eigenen Person ist vielleicht das Geheimnis der Schönheit“, hat Freud einmal gesagt; auch der Dichter will wohl Ähnliches mit dem Vers ausdrücken: „Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst“ (Mörike, Auf eine Lampe). Schönheit des Leibes erweckt narzißtische Befriedigung. Solcher Menschen Bedürfnis geht nicht dahin zu lieben, sondern geliebt zu werden.<sup>2</sup> Bei einer gewissen Spielart, deren Narzißmus besonders stark betont ist, bei den Künstlern, übernimmt das selbstgeschaffene Werk die Rolle der eigenen Person. Das Selbstwohlgefallen des Schöpfers genügt sich in der Betrachtung des Gebildes, sofern es die Billigung des Über-Ich gefunden hat; die Bewunderung der anderen Menschen verstärkt allerdings die Überzeugung von der Schönheit des Werkes, scheint aber keine unerläßliche Voraussetzung zu sein, gerade so wenig wie die Eltern ihre Meinung über die Schönheit ihrer Kinder von dem Urteil ihrer

---

1) „Der Begriff wird an einem einzigen Gegenstand gebildet durch den den Gegenstand nacherzeugenden Akt so ein Ding, der die höchst sonderbare Wirkung hat, aus sinnlich, körperlich gar nicht Vorhandenem ‚Dinge‘ zu machen, mit denen man denkt, als seien es wirkliche Dinge, Sachen oder Personen.“ (W. Betz, a. a. O. S. 128.)

2) Nach Sachs (Psychoanalytisches Volksbuch, Stuttgart 1926) bedeutet der Trieb zur Schönheit nichts anderes als den narzißtischen Wunsch, um seiner selbst willen geliebt zu werden.

Umgebung abhängig zu machen pflegen. Und so wie die leiblichen Kinder kann man auch die geistigen, die Werke, als narzißtische Materialisationen des Ich-Ideals bezeichnen. Die Qualitäten des Schönen müssen also wohl in Übereinstimmung mit den charakteristischen Zügen dieser Instanz stehen, mit ihrer Beziehung zur Verdrängung, Sublimierung und Reaktionsbildung. Daher die Bedingung, daß die Schönheit nicht genital erregend wirke (wie ja auch die Genitalien nie als schön bezeichnet werden).<sup>1</sup> E. Jones (Über analerotische Charakterzüge. Intern. Ztschr. f. PsA. V, 1919) meint, daß die Reaktion gegen die ursprünglichen exkrementellen Interessen des Kindes dem Streben nach Schönheit und die Sublimierung dieser koprophilen Tendenzen den Formen, die das Streben annimmt, zugrunde liegen. Ist die Annahme nun richtig, daß der ästhetische Typus in der Kindheit eine stark entwickelte Analerotik besaß, so werden wir in den Ansprüchen seines Über-Ich auch eine Fortsetzung der erzieherischen Einwirkungen der Eltern usw. auf die analerotischen Betätigungen des Kindes erblicken dürfen. Diese Kritik läßt beim Künstler aus der Beschäftigung mit dem Wertlosesten reaktiv die Beschäftigung mit dem Wertvollsten hervorgehen, nicht ohne daß in den Formen seiner Betätigung Spuren der analen Herkunft noch erkennbar wären. Das künstlerische Produkt scheint übrigens nicht nur als geistiges Kind, sondern im Unbewußten auf Grund einer symbolischen Gleichung bisweilen auch als Exkret bewertet zu werden. Die anale Funktion gilt ja für manche Menschen als Vorbild jeder produktiven Tätigkeit überhaupt; hierher gehört auch eine von K. Abraham (Ergänzungen zur Lehre vom Analcharakter, Wien 1925) erwähnte Erscheinung, nämlich das lustvolle Betrachten der eigenen geistigen Erzeugnisse (Manuskripte, Gedrucktes, sonstige fertigestellte Arbeiten). Abraham führt diese Gewohnheit auf die Neigung zurück, die eigenen Darmprodukte anzuschauen. Narzißtischer Stolz und Schaulust sind an diesem analen Charakterzug natürlich gleichfalls beteiligt. Das Wohlgefallen, das das Über-Ich am schönen Werk findet, ist vielleicht als Sublimierung jener Tendenz aufzufassen, zumal da in der beobachtenden, prüfenden Funktion des Über-Ich zweifellos der Schautrieb eine Rolle spielt.

---

1) Meine Auffassung weicht einigermaßen von der Freuds ab (Das Unbehagen in der Kultur, S. 36). Ihm scheint die Ableitung der Schönheit aus dem Gebiete des Sexualempfindens unzweifelhaft; er bezeichnet den Trieb zur Schönheit als vorbildliches Beispiel einer zielgehemmten Regung. Die „Schönheit“ und der „Reiz“ seien ursprünglich Eigenschaften des Sexualobjekts. „Es ist bemerkenswert“, fügt er allerdings hinzu, „daß die Genitalien selbst, deren Anblick immer erregend wirkt, doch fast nie als schön beurteilt werden, dagegen scheint der Charakter der Schönheit an gewissen sekundären Geschlechtsmerkmalen zu haften.“ (Vgl. hierzu auch F. Wittels: Goethe und Freud. Diese Zeitschrift, II., Heft 5, S. 465 f.)

Das Erlebnis der Schönheit verdankt aber seine Gefühlsbetonung nicht nur der Sehnsucht nach dem Narzißmus der frühesten seelischen Entwicklungsstufe, auch die erste Objektbesetzung, die Beziehung des Kindes zur Mutter, scheint im Schönheitserleben unbewußt wieder erneuert zu werden. Ist doch die Mutter für das Kind das früheste Schönheitsideal, so daß in dem Streben des Erwachsenen nach Schönheit stets auch die Rückwendung zur Mutter mitenthalten ist. Wie ich in meiner Abhandlung „Psychoanalytische Anmerkungen zur Geschichte der Philosophie“ (Imago II, 1913) gezeigt habe, projiziert P l a t o in seiner Ideenlehre diese Tendenz in das ganze Weltall: die unendliche Reihe der sinnlichen Erscheinungen beherrscht der Trieb, die ewige Wahrheit und Schönheit der Ideen zur Darstellung zu bringen. Das sehnsuchtweckende Bild der obersten Idee, der Idee des Guten und Schönen, ist aber, wie ich mich nachzuweisen bemühte, nichts anderes als die „Imago“ des Unbewußten; die höhere Wirklichkeit der Ideen ist das Reich, in das Faust hinabsteigt, um die „Mütter“ zu schauen, die dort thronen, „umschwebt von Bildern aller Kreatur“.

Der Begriff der Schönheit verrät freilich wenig von seinem Ursprung aus der Quelle des Lebens; es haftet ihm leicht etwas Ernstes, Strenges, Starres an, Eigenschaften, die ihn von der Vorstellung des Hübschen, Lieblichen, Anmutigen so bestimmt absondern. Woher rührt das? Doch wohl von der Wirkung des Destruktionstriebes,<sup>1</sup> die noch immer spürbar bleibt in der Neigung des Schönen zum Typischen, Begrifflichen, Schematischen. Die absolute Schönheit ist die platonische Idee der Schönheit. Ein Künstler, der leidenschaftlich um das Problem der Schönheit rang, wie A l b r e c h t D ü r e r stand unter ihrem Banne; sein resigniertes Schlussbekenntnis lautete: „Die Schönheit, was das ist, das weiß ich nicht“ (ich weiß nicht, wie die Schönheit, d. h. die schönste Form aussieht) und an einer anderen Stelle: „Das Problem der geometrisch zu bestimmenden absoluten Schönheit weiß nur Gott allein.“<sup>2</sup> In einer mathematischen Formel soll sich also das Geheimnis der Schönheit erschöpfen.

Die weitgehende Desexualisierung der Libidoimpulse, die sich hier in den Eigenschaften des Meßbaren und Begrifflichen kundgibt, nimmt wohl ihren Ausgang von der Bildung des Über-Ich, wobei vielleicht vorher eine Regression auf die analadistische Stufe stattfindet (J o n e s), deren Spuren in

---

1) Auf den Zusammenhang zwischen der Betätigung des Destruktionstriebes und der narzißistischen Formgestaltung des Künstlers habe ich in meinem früher erwähnten Aufsatz „Motorisches Erleben im schöpferischen Vorgang“ hingewiesen.

2) Siehe auch meine Arbeit „Dürers ‚Melancholie‘ im Lichte der Psychoanalyse“ (Wien 1929).

dem Über-Ich des ästhetischen Menschen ja besonders deutlich wahrzunehmen sind. Die Produktivität des Künstlers und seine Einstellung zum Werk wurzelt aber gewiß nicht allein in seiner Analerotik, sondern auch in seiner Beziehung zu den Eltern, die in dem Verhältnis von Über-Ich und Ich zueinander und zum Werk eine charakteristische Fortsetzung erfährt. Es scheint mehr als ein oberflächlicher Vergleich zu sein, wenn das Werk des Schaffenden als sein geistiges Kind bezeichnet wird. Wer aber zeugte mit wem dieses Kind? Wir müssen annehmen, daß sich in der Einstellung des künstlerischen Über-Ich zum Ich die Objektbeziehung des Vaters zur Mutter erhalten hat, wobei sich das passive, schwache Ich in der Haltung gegenüber dem sadistischen Über-Ich mit der Mutter identifiziert, so die alte zärtliche feminine Einstellung zum Vater wieder auffrischend. Dieser negative Ödipuskomplex stünde in gutem Einklange mit der dem Künstlertypus gerne nachgesagten stärkeren Betonung der andersgeschlechtlichen Komponente. Nach der Ansicht des Biologen W. Fließ liegt ja das Wesen des Genies überhaupt im Hermaphroditischen; er betrachtet das Werk als ein Produkt der inneren Befruchtung des Bisexuellen.

Nach Freud ergibt sich eine Ergänzungsreihe, an deren einem Ende der normale, positive, an deren anderem Ende der umgekehrte, negative Ödipuskomplex steht, während die Zwischenglieder Mischtypen darstellen. Die Annahme drängt sich hier auf, daß der Künstlertypus oder wenigstens ein bestimmter Künstlertypus der Mitte dieser Ergänzungsreihe<sup>1</sup> angehört, d. h. die vollständige Form des Ödipuskomplexes mit ziemlich gleicher Beteiligung der beiden Komponenten aufzeigt. Wie soll man sich aber in diesem Falle bei Bildung des Über-Ich nach Untergang des Ödipuskomplexes die Herstellung einer Vereinbarung zwischen den beiden gleich stark ausgeprägten Identifizierungen, der Vater- und der Mutteridentifizierung vorstellen? Vielleicht so, daß jede Identifizierung alternierend dem Über-Ich ihren Charakter verleiht. Der bei Künstlern regelmäßig zu beobachtende Stimmungswechsel scheint zunächst diese Auffassung zu stützen. Die von Angst und Schuldgefühlen begleitete Phase der Produktionshemmung erinnert unverkennbar an eine leichte melancholische Depression, während der narzißtisch-ekstatische Schaffenszustand ausgesprochen manische Züge trägt. In der Periode der Unfruchtbarkeit zeigt das Über-Ich, das dem Ich Vorwürfe macht und es quält, den Charakter des strengen Vaters, das Ich selbst

---

1) Dieses Motiv wird von Adolf Wilbrandt in seiner Novelle „Fridolins heimliche Ehe“ humoristisch behandelt. Es heißt dort von diesem Typus (S. 57 f.): „Sie können sich nicht ergänzen, denn sie sind schon ergänzt. Sie sind mit sich selbst verheiratet. Sie leben mit sich selbst in einer heimlichen Ehe.“

hat sich mit der Mutter identifiziert. Dieser Vorgang, der sich gewissermaßen zwischen den beiden introjizierten Eltern abspielt, scheint einerseits für das passive Ich ein Stück libidinöser Befriedigung zu enthalten, da er der infantilen sadistischen Auffassung des Verkehrs zwischen den Eltern entspricht, andererseits wird das schuldbewußte Ich des Künstlers mit seinem männlich empfindenden Anteil die Strenge des väterlichen Über-Ich als Drohung mit der Bestrafung für seine Ödipusphantasien fürchten. Diese Angst vor der väterlichen Kastration und vor der dadurch bewirkten Impotenz äußert sich beim Schaffenden als Angst vor Nichtkönnen auf künstlerischem Gebiete („Kunst kommt von Können“), wie ja überhaupt der Verschiebungsmechanismus beim Künstler eine große Rolle zu spielen scheint: er verschiebt die Energie der Affekte, die in ihm unbewußt nach Ausdruck ringen, auf die Formgestaltung und das an ihnen haftende Schuldgefühl auf das Gebiet des ästhetischen Gewissens. Fehler des künstlerischen Stiles werden in ihrer Tragweite überschätzt und stürzen den Künstler in seelische Nöte wie nur irgend ein schweres Vergehen<sup>1</sup>; (vgl. hiezu auch Th. Reiks Abhandlung über „Künstlerisches Schaffen und Witzarbeit“, [Imago, XV, 1929] die ich erst nach Niederschrift meines Manuskriptes kennen lernte).

Besonders heftig scheint sich die Impotenzangst des Schaffenden beim Übergang vom passiven Tagtraum zum tätig-produktiven Zustande zu äußern; es kommt da bisweilen zu allen möglichen Versuchen, seiner Aufgabe zu entfliehen, ehe der Künstler mit der Gestaltung seiner Gesichte beginnt. Das Ich reagiert auch auf die sich in diesem Stadium vollziehende innere Umschichtung und Lockerung von Verdrängungen mit Angst, die zu der obenerwähnten noch verstärkend hinzutritt. In der produktiven Phase, die eine weitgehende Ähnlichkeit mit dem Zustande der Manie zeigt, wie ihn Freud in seiner Beziehung zur melancholischen Depression verständlich gemacht hat, hat das Ich-Ideal hingegen auf Strafbefriedigung und strenge Herrschaft verzichtet<sup>2</sup> und sich sogar selbst in den Dienst der produktiven Tendenzen des Ich gestellt. Wir dürfen daher mit annähernder Richtigkeit

---

1) Charakteristisch für diese Auffassung ist ein Ausspruch Flauberts. Man hatte den Dichter gebeten, in seiner Bovary das „Journal de Rouen“ umzuändern in „le Progressif de Rouen“. Darauf schreibt er (Briefe, 159): „Ich weiß nicht, was tun. Mir scheint, wenn ich nachgebe, begehe ich eine furchtbare Feigheit. Überlege, es wird den Rhythmus meiner armen Sätze brechen.“

2) Vgl. auch die Bemerkung Freuds über Dostojewski („Dostojewski und die Vätertötung“. Almanach der Psychoanalyse 1929): „Wenn sein Schuldgefühl durch die Bestrafungen befriedigt war, die er selbst über sich verhängt hatte, dann ließ seine Arbeitshemmung nach, dann gestattete er sich, einige Schritte auf dem Wege zum Erfolg zu tun.“



(da ja nach Freud das Über-Ich des Mannes wesentlich durch den gleichgeschlechtlichen Elternteil bestimmt wird) sagen, daß das gefügte Über-Ich in dieser Periode vorübergehend den Charakter des mit der Mutter identifizierten Ich angenommen zu haben scheint. Während sich aber in der eigentlichen Manie der entfesselte Narzißmus unmittelbar betätigt, ist er beim Künstler vom Ich auf das zu gestaltende Werk verschoben. Der narzißtische „Rausch“ des Schaffens scheint ganz beherrscht von dem Glücksgefühl des geistigen Vaterwerdens (ebensoviel zu können wie der Vater). Nun besteht aber ein innerer Zusammenhang zwischen narzißtischer Ichbesetzung und der Sehnsucht des Mannes nach Kindern, ein Zusammenhang, auf den zuerst Freud („Zur Einführung des Narzißmus“) und dann auch Reik (Über Vaterschaft und Narzißmus. Intern. Ztschr. f. PsA. III, 1915) hingewiesen haben. Freud meint, daß die Elternliebe ein Wiederaufleben und eine Reproduktion des eigenen Narzißmus ermöglicht, welcher sich in der Behandlung des Sohnes als eines zweiten, besseren Ich, als einer Fortsetzung der eigenen Persönlichkeit kundgibt, der zuliebe man selber bereit ist, alle Opfer zu bringen, wenn nur das Kind die unerfüllten Wunschträume der Eltern verwirklicht. Auch der von der Realität arg bedrohte Unsterblichkeitsglaube des Ich habe seine Sicherung in der Zuflucht zum Kinde gewonnen. Reik ergänzt diese Bemerkungen Freuds dahin, daß der Narzißmus des Vaters sich ferner in dem Wunsche äußere, vom Sohne geliebt und bewundert zu werden, wobei sich auch die unbewußte Identifikation mit dem eigenen Vater wirksam erweise, dem man ja einst als Kind Gefühle gleicher Art entgegenbrachte. Die Zärtlichkeit des Vaters für das Kind gelte jedoch auch dem im Kinde gleichsam wiederauferstandenen Großvater; in dem Kinde erblicke der Vater eine Verkörperung seines Ich-Ideals.

Vielleicht ist uns durch vorstehende Erwägungen doch so manches in dem Verhalten des Schöpfers zu seiner Schöpfung klarer geworden: sein demütiges Zurücktreten hinter dem Werk, sein Verlangen nach Unsterblichkeit, seine Auffassung des Werkes als Materialisation seines Ich-Ideals, das ja im wesentlichen den Vater repräsentiert. In der Befriedigung über die Anerkennung des Werkes durch die Mitwelt ist daher auch neben der narzißtischen Genugtuung, der Entlastung vom Schuldgefühl<sup>1</sup> und der Freude am materiellen Erfolg eine Wiederbelebung der dem Vater ehemals entgegengebrachten Gefühle der Bewunderung und Liebe enthalten; die Affekte, die die anderen dem Werke

---

1) Da sich die andern durch den gespendeten Beifall zu den nämlichen verbotenen Triebregungen bekannt haben, die im Werke unbewußt Ausdruck gefunden haben. Auch durch die künstlerische Betätigung an sich in ihrer asketischen Strenge wird ein Teil des Schuldgefühls abgearbeitet.

gegenüber zeigen, rufen nämlich im Schöpfer als Echo auch diese frühe Einstellung wach, die jetzt den Anstoß zur Identifizierung mit dem Vater gibt. Die der Identifizierung innewohnende Ambivalenz bringt es aber mit sich, daß auch die feindseligen Tendenzen hierin ihren Ausdruck finden: mit der Produktion des bewunderten Kunstwerkes triumphiert der Sohn gleichzeitig über seinen Vater, tut er vor aller Welt dar, daß er mehr kann als sein Erzeuger.

Nun ist freilich über der Vateridentifizierung des Schaffenden nicht dessen Mutteridentifizierung zu vergessen, die auch die Vulgärpsychologie bemerkt und in mannigfachen sprachlichen Wendungen zum Ausdruck gebracht hat („geistige Schwangerschaft“, „Kinder der Muse“ u. ä.). Gerade aus dieser Einstellung heraus wird es ja dem Künstler wahrscheinlich erst möglich, seinen Narzißmus vom Ich auf das Kind seiner Phantasie abzulenken, so wie nach Freud („Zur Einführung des Narzißmus“) der Frau in dem Kinde, das sie gebiert, ein Teil des eigenen Körpers wie ein fremdes Objekt gegenübertritt, dem sie nun vom Narzißmus aus die volle Objektliebe schenken kann.

Der Friedensschluß zwischen dem Über-Ich des Künstlers und dessen Ich, der jede Schaffensperiode einleitet, erfolgt regelmäßig nur um den Preis der Schönheit des Werkes. Diese aber entlehnt, wie wir gehört haben, ihre wesentlichen Züge dem verbietenden, triebhemmenden Ich-Ideal. Es scheint demnach, daß das Über-Ich des Künstlers seine Ansprüche an das Ich aufzugeben bereit ist, sobald dessen Ersatzobjekt, das Werk, den narzißistischen Forderungen des Ichideals entspricht.

---

## „Das Unbehagen in der Kultur“:

### Zweite Auflage

Sigmund Freuds Schrift, „Das Unbehagen in der Kultur“, die in den ersten Tagen des Jahres 1930 erschienen war, ist nun — nach vierzehn Monaten — vergriffen. Dieser Tage erschien die „Zweite, durchgesehene Auflage (13. bis 27. Tausend)“. Einige kleine Zusätze, die der Verfasser in der zweiten Auflage angebracht hat, werden die Leser der ersten gewiß interessieren und wir führen sie hier an.

In den ersten Absätzen des Buches spricht Freud von einem „ausgezeichneten Manne“, einem jener, „denen sich die Verehrung ihrer

Zeitgenossen nicht versagt, obwohl ihre Größe auf Eigenschaften und Leistungen ruht, die den Zielen und Idealen der Menge durchaus fremd sind“, der in einem Briefe beanstandete, daß in der „Zukunft einer Illusion“ die eigentliche Quelle der Religiosität, „das ozeanische Gefühl“ nicht gewürdigt worden sei. Freud erwähnte auch, daß jener nicht genannte Freund selbst einmal den Zauber der Illusion poetisch gewürdigt habe. In der zweiten Auflage des „Unbehagens“ nennt Freud nun jenes Dichtwerk: „Liluli“ (1923) — und fügt hinzu: „Seit dem Erscheinen der beiden Bücher ‚La vie de Ramakrishna‘ und ‚La vie de Vivekananda‘ (1930) brauche ich nicht mehr zu verbergen, daß der im Text gemeinte Freund Romain Rolland ist.“

Gegen Ende des II. Kapitels, in dem die menschlichen Methoden der Glückgewinnung und der Leidensabwehr angeführt sind, fügt Freud nun die Anmerkung hinzu: „Es drängt mich wenigstens auf eine der Lücken hinzuweisen, die in obiger Darstellung geblieben sind. Eine Betrachtung der menschlichen Glücksmöglichkeiten sollte es nicht unterlassen, das relative Verhältnis des Narzißmus zur Objektlibido in Rechnung zu bringen. Man verlangt zu wissen, was es für die Libidoökonomie bedeutet, im Wesentlichen auf sich selbst gestellt zu sein.“

Im letzten Absatz des Buches wird es als die Schicksalsfrage der Menschheit bezeichnet, ob sie der Störungen durch den mächtigen Todes- und Selbstvernichtungstrieb Herr werden können. Es sei „zu erwarten, daß die andere der beiden ‚himmlischen Mächte‘, der ewige Eros, eine Anstrengung machen wird, um sich im Kampf mit seinem ebenso unsterblichen Gegner zu behaupten.“ Freud fügt jetzt noch einen Schlußsatz hinzu: „Aber wer kann Erfolg und Ausgang voraussehen?“

St.

**Ernest Jones**

## **Zur Psychoanalyse der christlichen Religion**

**Geheftet M 4.50, Ganzleinen M 6.—**

**Inhalt:** Religionspsychologie — Der Gottmensch-Komplex. Der Glaube Gott zu sein und die daraus folgenden Charaktermerkmale — Die Empfängnis der Jungfrau Maria durch das Ohr. Ein Beitrag zur Beziehung zwischen Kunst und Religion. — Über den Heiligen Geist.

Internationaler Psychoanalytischer Verlag. Wien

# Zum Typus Weib

Von

## Lou Andreas-Salomé

Lou Andreas-Salomé ist am 13. Februar 70 Jahre alt geworden. Keiner Frau kommt der Ehrenname einer „großen Europäerin“ eher zu. Nicht nur, weil sich in ihrer Herkunft Französisches mit Russischem und Deutschem begegnet, sondern vornehmlich, weil ihr hellichtiges Verständnis, ihr revolutionäres Unbekümmertsein sich stets auf jenen Höhen bewegte, die den Grenzen des Völkischen, des Fachlich-Schulmeisterhaften, des gerade in Mode Stehenden spotten, auf jenen Höhen, wo das Europäisch-Freie, Unzeitgemäße stets zu Hause war. Und weil diese große Frau, die gerade vor einem halben Jahrhundert Nietzsche exaltieren durfte (wodurch allein sie sich schon in den Blättern der Geistesgeschichte eingetragen hat), nicht nur eine geistvolle Denkerin, sondern auch eine begnadete Dichterin ist, konnte sie schon „Psychoanalytikerin“ sein, ehe sie Freuds Entdeckungen kannte. Mit diesen wurde sie erst 1911 bekannt; aber z. B. der Roman „Ruth“ oder die feinfühligsten fünf Geschichten über halbwüchsige Mädchen, die der gemeinsame Titel „Im Zwischenland“ umspannt, wurden schon früher geschrieben. („Im Rückerrinnern will mir scheinen, als ob mein Leben der Psychoanalyse entgegengewartet hätte, seitdem ich aus den Kinderschuhen heraus war.“) Seit zwei Jahrzehnten zählt nun Lou Andreas-Salomé zu jenen Dreihundert, die in den fünf Erdteilen als „offizielle“ Anhänger Freuds „registriert“ sind, und daß es die „Wiener Psychoanalytische Vereinigung“ ist, der sich Frau Andreas-Salomé angeschlossen hat, weiß diese Vereinigung als Ehre zu schätzen. (Es ist übrigens auch kein Geheimnis, daß Frau Lou Andreas-Salomé zu jenen ganz wenigen Zeitgenossen zählt, die in persönlich-privaten Beziehungen zu Sigmund Freud stehen.) Die unten namentlich angeführten psychoanalytischen Publikationen dieser Psychoanalytikerin sind nicht zahlreich,<sup>1</sup> erfreuen sich aber mit Recht einer besonderen Wertschätzung, und auch wir können heute ihres 70. Geburts-

1) „Vom frühen Gottesdienst.“ Imago II, 1913, S. 457—467.

„Zum Typus Weib.“ Imago III, 1914, S. 1—14.

„Anal und Sexual.“ Imago IV, 1915—16, S. 249—273. „Psychosexualität.“ Zeitschr. f. Sexualwiss. IV, 1917, S. 1—12, 49—57.

„Narzissmus als Doppelrichtung.“ Imago VIII, 1922, S. 361—386.

„Zum 6. Mai 1926.“ Almanach der Psychoanalyse 1927, S. 9—14.

„Was daraus folgt, daß es nicht die Frau gewesen ist, die den Vater totgeschlagen hat.“ Almanach der Psychoanalyse 1928, S. 25—30.

Man vgl. auch folgende Referate von psychoanalytischer Seite über Veröffentlichungen Andreas-Salomés:

Hermine Hug-Hellmuth über „Im Zwischenland“ (in „Imago“ III, 1914, S. 85—90) und über „Drei Briefe an einen Knaben“ (im „Bericht über die Fortschritte der Psychoanalyse“ 1914—19, S. 252 f) und

Hanns Sachs über „Des Dichters Erleben“ (im „Bericht über die Fortschritte der Psychoanalyse“ 1914—19, S. 236).

tages nicht würdiger gedenken, als indem wir sie selbst zu Wort kommen lassen und einen vor 17 Jahren geschriebenen (zuerst in der „Imago“ III. Jg., 1914 erschienenen) kleinen Aufsatz hier nochmals veröffentlichen. Wir Psychoanalytiker kommen vielleicht in Versuchung, den Zug der Psychoanalysefreundlichkeit im Porträt einer zeugenössischen Persönlichkeit zu überschätzen und wir lassen wohl darüber, wie sich die Psychoanalyse in das Lebensbild dieser edlen Frauengestalt einfügt, am besten einer objektiven, außenstehenden Person das Wort. Helene Stöcker schreibt über Lou Andreas-Salomé in der „Neuen Zürcher Zeitung“:

„Stand Friedrich Nietzsche am Beginn ihrer geistigen Produktivität, so Sigmund Freud am Ende ihrer bisherigen Entwicklung.

Seit dem Beginn des Weltkrieges etwa hat Lou Andreas-Salomé sich fast ausschließlich psychoanalytischer Forschung und Behandlung hingegeben.

Das ist das Charakteristische für Lou Andreas-Salomé; weder ihr philosophisches noch ihr künstlerisches psychoanalytisches Schaffen ist von ihrer Persönlichkeit zu trennen, wie es wohl bei andern, scheinbar ‚objektiven‘ schaffenden Künstlern möglich ist. Darin liegt, wenn man will, die Grenze, zugleich aber auch der einzigartige Reiz ihrer Kunst, ihres Wesens. Schon in jener Zeit, als eine große Zahl kämpfender, ringender Frauen durch mancherlei Härten, Einseitigkeiten und Fanatismen ungewollt ihrer schönen Idee Schaden zufügten, hat sie den Typus einer ausgeglichenen, geistig schaffenden weiblichen Persönlichkeit dargestellt.

Wir alle, für die am Ende das Leben selbst das höchste Kunstwerk ist, an dem wir unverdrossen, unbeirrt durch alle Hemmnisse, schaffen müssen, werden heute mit Freuden und Dankbarkeit dieser Frau und ihrer zur vollen Harmonie geklärten Persönlichkeit gedenken, in der neben der Künstlerin, der Philosophin in voller Ebenbürtigkeit die Frau, die Lebenskünstlerin steht.“

St.

## I

Was ich hier vorhabe, ist nur ein Stück Gedankenspaziergang: anfangs entlang an persönlich eng umgrenztem Weg, dann hinstrebend in weitem Gesichtskreis, um endlich, wenn auch nur ein paar Schritte höher, zu sachlichem Überblick darüber hinaus zu gelangen.

Recht persönlich muß ich damit beginnen zu sagen, daß sich meine allerfrüheste Erinnerung auf Knöpfe bezieht. Auf geblütem Teppich darauf ich saß, stand vor mir geöffnet ein brauner Kasten, in dessen Inhalt, unter gläsernen, beinernen, bunten, phantastisch geformten Knöpfen, ich kramen durfte, wenn ich entweder sehr artig gewesen war, oder wenn meiner alten Wärterin keine Zeit für mich übrig blieb. Der Knopfkasten hieß — anfänglich naiv, später ironisch verstanden — der Wunderkasten, und anfangs repräsentierte er für mich wohl auch Wunder schlechthin; dann — vielleicht weil man mich die entsprechenden Wörter daran kennen lehrte, bewunderte

ich in den Knöpfen ebensoviele Saphire, Rubine, Smaragden, Diamanten und anderes Edelgestein, wodurch noch heute das russische Wort für „Juwel“ (*jemtschug*) mir einen seltsam erinnerungsreichen Klang behalten hat. Die Knopfjuwelen blieben auf lange hinaus der Inbegriff dessen, was als wertvoll betont, und deshalb gesammelt nicht fortgegeben wird (wie in der Tat die damals verhältnismäßig kostspieligeren Modeknöpfe nach Verbrauch der Kleidungsstücke aufbewahrt wurden). Und mir ist, als ob diese Vorstellung der Knöpfe als kostbarster Stücke sich in mir bereits unmittelbar zurückgegründet haben müsse auf eine noch ursprünglichere, wonach sie unverbäuerliche Teile darstellten — gewissermaßen Teilstückchen meiner Mutter selbst (respektive ihrer Kleidung, an deren Knöpfen ich von ihrem Schoß aus hantieren mochte) oder vielleicht der (mir anhänglichen) Amme, an deren Brust hinter der geöffneten Kleidung ich den ersten Rubin praktisch kennen lernte. Wenigstens entsinne ich mich, daß, als sich mir die Knopfschätze hinterher mit einem mir erzählten Märchen kombinierten, worin sie eine mehr interne Angelegenheit vertraten, ich diese neue Auffassung schon wie ein festes Besitztum in mir vorfand. Das Märchen handelte von jemandem, der, in einen Zauberberg dringend, sich in dessen Innern durch alle Reiche des Edelgesteins („Saphire, Rubine“ etc.) hindurcharbeiten muß zu irgendeiner zu entzaubernden Königin. Gar nicht befremdete es mich deshalb auch, als ich auf meiner ersten Auslandsreise, mit meinen Eltern in der Schweiz, einen Berg „die Jungfrau“ nennen hörte. Seitdem befestigte sich mir das Bild einer unerreichlich hohen, recht vergletscherten Berg-Jungfrau, die in ihrem Allerinnersten ungezählte Knöpfe birgt. Wie eine Erinnerung daran wirkte etwas später ein zweiter Reiseeindruck auf mich: eine Bergwerkseinfahrt mit meinem Vater in das Werk bei Salzburg, bei der ich, zwischen ihn und die Knappen gräßlich eingeklemmt, rittlings in die schauderhafte Tiefe zum märchenhaft erleuchteten See niedersausen mußte und unten, ziemlich zerquetscht, bitterlich brüllend, ankam. Daß' das glitzernde Salz an den Wänden nur einen Sammelnamen bedeuten konnte für Edelsteine jeder Art, schien zweifellos; und ich glaubte sein Gefunkel nur wiederzusehen, als ich bald darauf die köstlichen Sammlungen russischer Edelsteine im Petersburger Museum des Bergkorpsinstituts schildern hörte und selber sah.

Diese ganze kindliche Auffassung nun unterscheidet sich in charakteristischer Weise von einer gleichzeitigen zweiten, die andere kleine rundliche Wertstücke zum Gegenstande hat: nämlich Geldstücke. Daß man Geld sammeln könnte für des Lebens Bedarf, war mir ganz früh nicht bekannt, da dieser auf eine mir unmerklichere Weise bestritten wurde, allein gegen das

achte Jahr etwa (auf Genauigkeit kann ich nicht schwören) erhielt ich jeden Monat Taschengeld, bestehend in einer Silbermünze von 20 Kopeken (40 Pfennigen), für die man sich Erfreuliches kaufen durfte, obschon auch dies Erfreuliche allermeistens direkt durch die Eltern und ohne Bezugnahme auf Geld sich verwirklichte. Einmal als mein Vater mit mir spazieren ging, begegnete uns ein Bettler, dem ich mein blankes Silberstück geben wollte. Da sagte mein Vater: „Die Hälfte reicht“ — denn ich sollte ja daran Geld einteilen lernen — und wechselte mir ernsthaft das Stück in zwei Silbermünzen zu je 10 Kopeken, so daß auch der Bettler Silber, nicht Kupfer (Nickel gibt es in russischen Münzen nicht) erhielt. Von da ab muß sich mir die Idee eingegraben haben: Geld ist das, wovon die Hälfte den Anderen gebührt — zwar die Hälfte nur, doch diese ohne weiteres, und sie darf nicht schäbiger aussehen als das Zurückbehaltene: man hat vor den Anderen nichts voraus. Im schärfsten Gegensatz zu diesem, was teilbar war, ja dessen Wesen darin zu bestehen schien, daß man es zu teilen hatte, stand die ältere Idee von den unveräußerlichen Schätzen (Knöpfen), den nichtaustauschbaren, verborgenen, mit deren Wegnahme offenbar wir selbst ausgeraubt, angetastet werden würden — gleichsam unser Ganzes, das nicht „Hälften“ kennt oder hat. Freilich sind diese Gedanken selber nicht so frühe, doch die Stelle, von der sie ausgegangen sein mögen, von der sie sich in zwei so verschiedene Vorstellungsreihen abgrenzten, reicht erkennbar bis hinab in das Infantilste: in das Gebiet analer Interessen, d. h. dorthin, wo unsere Körperfunktion uns noch gleichsteht mit uns selbst, und wo ein Teil unserer selbst, als ein von ihr geleisteter Teil, uns zum erstenmal zugleich als Objekt, als ein Nicht-mehr-wir, zum Bewußtsein kommt. Insofern nun speziell Geld den bekannten Ersatzbezug zum Analen enthält, wäre hier jenes früheste Erziehungswerk: Unterdrückung der Identifikation mit dem Analen, des Ich-Interesses daran, zustande gekommen im Zusammenhang damit, daß anal gerichteter Autoerotismus sich am Symbol der „Knöpfe“ als interner Schätze bereits vor dieser ersten Sozialisierung gleichsam in Sicherheit gebracht hätte. Im infantilen Wettstreit der „Knöpfe und der Münzen“ hätte sozusagen die Selbstbewertung von der sozialen sich zu scheiden begonnen in zweierlei Sinnbildern, von denen das spätere, die Münze, sonst der rechtmäßige Erbanntreter der ehemaligen Analbetonung, sich um so williger umprägen ließ zum alleinigen Repräsentanten sozialen Austausches, als andere, der Knopf, mit höchst egoistischen Nebenabsichten entschlüpft war auf ein Gebiet, wo es einstweilen in Märchenvorstellungen erotischer Herkunft untergebracht wurde.

Die Erziehung erzieht begrifflicherweise zum Sozialen; sie tat das auch

im vorliegenden Fall, einschließlich des ganzen Individuums, ohne mindeste Ausnahmsrechte irgendwelcher Knöpfe. Dies nahm seinen Anfang schon mit dem Lebensfaktum der Geburt: man war vorhanden, um Anderen zu gehören, und in jedem Jahr hatte man sich in diesem Sinne würdig zu erweisen älter geworden zu sein. Sogar die, dieses Geborensein feiernden Geschenke, und auch noch die Gaben unterm Weihnachtsbaum, trotzdem er doch reine Gnadenherrlichkeit auszustrahlen schien, bargen noch irgendwie heimliche Fallen für den Egoismus und besagten stumm: „wir liegen hier, teils, weil du brav gewesen bist, teils weil du es hoffentlich sein wirst“. Als ich ganz klein von Schmerzhaftigkeit der unteren Gliedmaßen befallen wurde, die man „Wachstumsschmerz“ benannte und die sich nach einer Weile von selbst verlor, erhielt ich, zum Trost für das erneute Getragenwerdenmüssen, kleine weiche Saffianstiefelchen mit Goldtroddeln daran, was zur Folge hatte, daß ich das Aufhören der Schmerzen nicht rechtzeitig signalisierte, besonders, da mein Vater häufig selbst mich trug. Indem diese Fälschung des Sachverhalts als sträflich entlarvt wurde, erfuhr ich mit kummervollem Staunen, daß auch meine Beine durchaus zu dem gehörten, was ich der Anderen wegen besaß, daß ich über sie keineswegs disponieren konnte, wie ich wollte, und daß die roten Saffianschuhchen sie nur zum Schein als meinen ausschließlichen Eigenbesitz legitimiert hatten. Immer mehr zog sich dasjenige, worüber kein Anderer zu verfügen hat, von den sozusagen äußeren Gütern des Lebens ins gleichsam Unsichtbare, Unfaßbare zurück, als etwas, das man sich nicht erst erwerben, verdienen, erkämpfen, aus zweiter Hand empfangen kann, sondern unverlierbar, ein für allemal, laut oberster Instanz, besitzt. Diese oberste Instanz ist in einem strenggläubigen Elternhaus von selbst gegeben. So wurde hier, unter dem Ausdruck der gegebenen Religion, ein Stück zurückbehalten von der „Allmacht der Gedanken“ im Freud'schen Sinne des Wortes; diese Allmacht über die Tatbestände wurde als Knopf deponiert da, wo der Augenschein der Wirklichkeit nicht mehr hinreichte; daneben aber blieb der Realität von außen her, dem sichtbar Wirklichen, dasjenige zugeteilt, was geteilt, halbiert werden kann, wie damals das Silberstück geteilt, halbiert wurde: darüber hinaus hatte die Außenwelt nicht nur kein Recht, sondern gewissermaßen keine „Wirklichkeit“ zu beanspruchen: dahinter hörte sie als vorhanden auf.

Ich bin damit angelangt beim Ausgangspunkt eines vorhergehenden Aufsatzes, worin<sup>1</sup> das Thema vom kindlich selbstgeschaffenen Gott zu anderem Endzweck betrachtet wird. Es ist klar, inwiefern schon das unsichtbare Spiel-

---

1) „Vom frühen Gottesdienst“, Imago II (1913) S. 457 ff.



zeug, das diesem Gott in allen Taschen steckte, im Zusammenhang stand mit der Verborgenheit der Bergedelsteine, und, letzten Endes, aus den unveräußerlichen Knöpfen im braunen Knopfkasten bestand. Nicht zufällig blieben dem Gott gerade diese kindlichsten Attribute, die vorwiegend noch aus der „Allmacht der Gedanken“ inmitten der schon beginnenden Weltkenntnis hervorgegangen waren. Sonst pflegt ja selbst die primitivste Religionsform in ihrer Glaubensphantastik gleichzeitig ein Erkenntnisprinzip, eine Weltauslegung zu enthalten: aber dem Kinde, dem jede Weltbelehrung von vornherein durch die erziehenden Erwachsenen zuteil wird, braucht die Phantastik seiner Gottesgestaltung davon nicht beeinträchtigt zu werden. Der Gott ersetzt hier gewissermaßen das, was Freud den „Familienroman“ genannt hat: jene Idealisierungen von Herkunft und Schicksal, mit denen das Kind sich oftmals nur Ausdruck schafft für das ihm ungeheuer Selbstverständliche, Gewisse, jeder Fülle und Herrlichkeit. Nur spiegelt das sich hier, statt in einer Historie, in der Gegenwärtigkeit selber eines Extragottes des eigenen Seins und Wesens, der weder erklärt noch verbietet, sondern lediglich sanktioniert. Kann er sich nun in dieser sehr einseitigen Äußerungsweise auch ebensowenig lange aufrecht erhalten, wie der sonst übliche Familienroman, so stürzt er doch weniger durch einen Verstandeszweifel, als durch eine innere Wendung derjenigen lebensgewissen Zuversicht, die in ihm sich selbst ergriff, und deren Symbolik im Verlauf der Entwicklung sich ändern mußte. Denn die alte Vorstellung von den Schätzen-Knöpfen, die er in seiner Allherrlichkeit so gesichert trug, wie das Spielzeug in seinen Taschen, besaß ja neben ihrem ausgesprochen egoistischen Charakter — wenn auch einstweilen ebenfalls ins noch phantastisch Märchenhafte eingekleidet — einen nicht minder erotisch betonten. Blieb während langer Zeit (Freuds „Latenzzeit“) dieser Umstand auch belanglos, so enthielt er doch die Tendenz, den Gott in der Form, im Ausdruck, des weiteren zu vermenschlichen. Über den dauernden Bestand des Gottes entschied deshalb, in den verborgenen, unterirdischen Wesensregungen, nicht so sehr seine Wahrheit der Verstandesbedeutung, als seine Wirklichkeit der Sinnenbedeutung nach. Darin, daß er eines Tages als abstrakt, blaß, unsichtbar bemerkt wurde, machte sich einfach die von ihm scheidende Liebe bemerkbar: wenn sie aber nicht eigentlich in Unglauben, sondern vorübergehend nur in eine Art Verkehrung der Gottesliebe, in Teufelsglauben, umschlug, so läßt sich ein zweites Merkmal noch darin feststellen: nämlich, daß diese Liebe schon in ihren Lebzeiten ambivalent gerichtet gewesen war, d. h. dem Gott um seiner abstrakten Blässe, seiner mangelnden Blutfarbe, seiner gar zu fest angewachsenen Tarnkappe willen, unbewußt böse war. Als der Gott den Rücken gekehrt, be-

kam sie, genau genommen, nur dessen geschwärzte (von ihr selbst „angeschwärzte“) Hinterseite im Teufel zu sehen; da es jedoch dem Kind nicht bewußt sein konnte, daß es sich den Gott selber vertrieb, so fühlte es, durch die unbekannte, ihn hinwegwendende Macht, sich der Hölle anstatt dem Himmel überliefert.

In der Tat kann als der natürliche Abschluß der Gottesgeschichte — mögen auch lange Jahre dazwischen liegen, die nichts mehr mit ihr zu tun haben, — erst die einsetzende Pubertät gelten. Dementsprechend geschah auch das erotische Erwachen nicht nur vollgleichzeitig mit ihr, sondern es geschah so sehr wie aus automatisch sicherer Selbsterfüllung eben erst geträumten Kindertraumes heraus, daß es den großväterlich-allgütigen Phantasiegott vorsichtigerweise nur um eine Generation zu einem leibhaften Menschen verjüngte. Nicht nur in schlechten Romanen, weil „sie sich kriegen“, wäre hier eine lückenlose Vermittlung zu erwarten zwischen dem einigermaßen introvertierten Ich und dem sozialen. Um so mehr noch, als, wie ein letztes Geschenk vom ehemaligen Gottverhalten her, dauernd die ganze Zutraulichkeit in Kraft blieb, die des Erwünschten gewiß ist: wenn sie auch nun, mit verbesserter Wirklichkeitsanpassung, statt bloßem Phantasieren, eine Art von Witterung für das real Vorhandene zustande brachte. Allein zugleich verblieb dieser Nachwirkung des Gottesverhältnisses auf das Menschenverhältnis, oder einfacher: jener tiefen ursprünglichen Verknüpftheit des Egoistischen mit dem Erotischen, eine letzte Macht, über die hinweg der „Schatz“-wert der Knöpfe sich nicht restlos realisieren ließ. Mit der „Wirklichkeit“ war ja dasjenige hinzugetreten, womit man wohl „teilt“, aber eben nur Teilbares, wonach an den „Andern“ die volle Hälfte zu vergeben ist, doch eben nicht ganz im Sinne der „Hälfte“, als welche in der erotischen Verschmelzung der Mensch selber nunmehr in toto darzustellen glaubt — vielmehr behält er hier den eigenen Kopf (Knopf) für sich.

Übersetzt man sich dieses, ja sicherlich sehr anfechtbare, Verhalten aus dem Erotischen in einen Lebenstypus überhaupt, so ließe sich etwa davon aussagen: das Reale draußen wird erlebt, doch mehr in der Art, daß es empfangen, als daß man ganz daran fortgegeben wird, d. h. es wird nur um so leichter, leiser erlebt, je rascher und tiefer es berührt und befruchtet hat, so daß der Wirklichkeitsertrag, ins Innerste einbezogen, nun ausgetragen werden kann. Wo es darüber hinaus als „wirklichstes“, als der endgültige Seinswert, aufgenommen sein will, da verblaßt es, entsinkt gerade dadurch ins Irreale (ungefähr wie eine Farbe, ein Ton, wenn sie unsere Aufnahme-fähigkeit übersteigen) und ist deshalb in diesem Entschwinden nur begleitet vom Gefühl unabwendbar sachgemäßen, ob auch bedauerten Ablaufs (also

weder von Enttäuschungs- noch Schuldgefühl). Will man dafür eine anormale Anlage voraussetzen (wozu die Phantastik des Ursprungsstadiums berechtigt), so wäre es eine solche, die am entschiedensten auszuschließen scheint, was neurotischen Kampf, Zwiespalt, Zweifel, Kompromiß bezeichnet, und eher noch Anleihen macht bei der Introversion des Paraphrenikers. Denn die zu teuer bezahlte Anhänglichkeit des Neurotischen an ein Teilstückchen der Wirklichkeit, das ihn so früh festlegt, daß alles folgende ihm zu gespenstigen Mißproportionen sich entwickeln muß, ist hier zu ihrem Gegenteil geworden: Offenbleiben für erneutes und vertieftes Erleben, weil da, wo der Neurotiker gar zu verschwenderisch sich plündern ließ, eine letzte geizige Selbstbesinnung bleibt. Indessen, wollte man von allem Pathologischen gar zu sehr absehen, so könnte am Ende noch jemand darauf verfallen, weit unschönere Namen zur Erklärung heranzuziehen, wie angeborene Leichtsinngigkeit, verwerfliche Untreue und ähnliches. Ich will nun nicht auf hübschere Namen dringen, sondern nur den Versuch machen, aus der typischen Weibseelenverfassung einiges hervorzuheben, was mir mit analogen Prozessen zusammenzuhängen scheint.

## II

Schon in den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ steht der Satz<sup>1</sup>, die Sexualität des Mannes sei: „die konsequentere, auch unserem Verständnis leichter zugängliche, während beim Weibe sogar eine Art von Rückbildung eintritt“. Denn: „Die Pubertät, welche dem Knaben jenen großen Vorstoß der Libido bringt, kennzeichnet sich für das Mädchen durch eine neuerliche Verdrängungswelle, durch welche gerade die Klitorissexualität betroffen wird“. Das Weibliche ist so das durch den Prozeß seiner eigenen Reife auf sich selbst Zurückgeworfene, Aufgehaltene, von der Endentwicklung Ausgeschaltete. In der Tat beziehen sich die spezifisch weiblichen Tugenden sämtlich hierauf, sind dem Geschlecht nach solche der Abnegation: wo weibliches Selbstbewußtsein in rein menschlichen Leistungen mit den männlichen rivalisiert, sind es eben jene Tugenden, von denen es sich emanzipatorisch erholen will.

---

1) Der Satz gründet sich auf den früheren: „wüßte man den Begriffen ‚männlich und weiblich‘ einen bestimmteren Inhalt zu geben, so ließe sich die Behauptung vertreten, die Libido sei regelmäßig und gesetzmäßig männlicher Natur, ob sie nun beim Mann oder beim Weib vorkomme, und abgesehen von ihrem Objekt, mag dies der Mann oder das Weib sein.“ Hier steht „männlich“ für die Aggressivität des Triebhaften als solchen, für seine unmittelbare Triebtendenz, und soll im folgenden im gleichen Sinn verstanden werden.

Nun liegt es mir eigentlich ferner, von Tugenden und Leistungen zu reden, als von dem, worin ich mich kompetenter fühle: vom Glück. Bezüglich des Glücks nämlich läßt sich der obenerwähnte Sachverhalt auch noch anders herum betrachten. Die geringere Differenziertheit, die sich in jener Rückbildung ausdrückt, zieht um das mehr und mehr auseinanderstrebende Triebleben eine Art von einschränkendem Kreis, der es in gleichförmigerem Zusammenhang mit dem gemeinsamen Ausgangspunkt erhält: aber dieser Umstand stellt ja nicht ein einfaches Zurück dar, sondern eine Wiederherstellung von Ehemaligem auf erhöhtem Niveau — als eine Wesensart weiterzukommen in sich, als eine Art des Wachsens am Leben. Denn gerade innerhalb des Sexualtriebes selbst, gerade infolge von dessen „Entmannung“ im Weibe, differenziert er sich auch wieder auf eine neue Weise von der Aggressivität des Ichtriebes und erschließt sich damit eine Besonderheit der Entwicklung. Das „Weibliche“ (immer prinzipiell gemeint und abseits von allen Graden und Nuancen der Personalunion zwischen „männlich“ und „weiblich“) eben durch seine Umkehrung des Sexualen auf sich, vermag sich das Paradoxon zu leisten, Sexualität und Ichtrieb dadurch zu trennen, daß es sie vereint. Es ist mithin zwiespältig da, wo das Männliche eindeutig aggressiv verbleibt, einheitlich aber dafür, wo diesem seine ungehemmte Aggressivität als mehr sexual oder mehr ichhaft nach entgegengesetzten Richtungen sich spaltet.

Suchte man eine Illustration dafür im vorhergehenden Thema: dem Aufblick zum Vater, Mann-Vater, Gott etc., so fände man für das Weib Religiosierung und Erotik, Licht- und Wärmestrahlen im selben Gestirn, derselben Sonne gewährleistet, weil der passiv gerichtete Sexualtrieb sich dem hinhalten kann, was dem Ichtrieb das fördernd Höchste erscheint. Im Mann dagegen wendet sich die bewahrte Aggressivität des Sexuellen auf das Passive, das Weib, weswegen, wie immer er es vom Geschlecht aus idealisieren mag, niemals im Sexualpartner zugleich sein Ichideal realisiert ist: sondern er dieses da finden muß, wo es ihm immer zugleich Ideal und Konkurrenz bedeutet, im gleichen Geschlecht, im Vater (also „entsexualisiert“, sofern sich diese an sich schon ungemütliche Situation nicht auch noch bei betonterer Inversion zu einem wahren Rattenkönig von einander hemmenden Ambivalenzen verwächst). Der Vater ist es, zu dem er — sich selber suchend, ihn zu ersetzen, ja zu übertreffen suchend — doch anbetend sagen muß: „Dein Wille geschehe —“, während dem Weibe gegenüber in solcher Stunde, da es den ganzen Mann gilt, für immer auch wieder das Wort zu gelten hat: „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen.“

Indem die Kraft der Mannheit als sexuell und geistig in Gegensätzen auseinanderstiebt, oder aber sich selbst Konkurrenz macht, gibt sie ihre unmittelbare Glücksgemeinschaft in sich auf; indem der Mann als Leistender sich nachjagt, verliert er sich als Selbstbesitzender — wie er schon im Dienst der Fortpflanzung verliert was er besitzt (— um Freuds, ja absolut nicht witzig gemeintes, Wort zu wiederholen: „altruistisch“ handelt) und wie er aus der Einseitigkeit sexueller Entspannung in die Einseitigkeit sozialer Anspannung entlassen wird. Dieser gewissermaßen unfreiwillige Edelmut der Selbstentäußerung kennzeichnet ihn fortan: sein Wesen ist, schön ausgedrückt, so etwas wie „Opferung“: Das ist unangenehm, aber es ist nun einmal seine Ehre. Der ungehemmt hinausgerichtete Drang muß dort draußen bezahlt werden mit Altruismus, wie die auf sich zurückgedrängte Passivität sich bezahlt macht mit Glücksegoismus. Nicht erst die Empfängnis ist ein Bild weiblicher Hingabe in der Selbstbewahrung — schon die Ruh-samkeit des Eies im Vergleich zu der Regsamkeit des auf der Suche befindlichen Samens, bezeichnet die gleiche Souveränität einer Indolenz, die nicht vor hat, sich „ohne großen Gegenstand zu regen“. Ganz entgegen der Kalamität, die das Mannsein mit sich bringt, arbeitet die zu weitgehende Grellheit des Sexuellen sich im Weiblichen gedämpfter in die verschiedensten Wesenstönungen auf und beläßt dafür den dem Blut entstrebenden Ichtrieb an seiner Basis waschecht erotisch gefärbt. Allein, wie mir scheint, zeigt sich hier auch bereits, wie diese Verflochtenheit der Triebmasse, diese Einbuße an letzter Gliederung, etwas an sich hat, was die Sexualität nicht bloß verändern mußte: was ihr sogar ihren eigenen endgültigsten Vollzug erst ganz ermöglicht. Denn es verhält sich ja nicht so, daß die Sexualität im gleichen eindeutigen Sinn eine Triebaggression darstellte, wie etwa der Freftrieb durch Einnahme, der Defäkationtrieb durch Abgabe, sondern diese und andere Triebe haben sich von ihr hinweg differenziert, zu Spezialarbeitsleistungen sich abgegliedert, während sie der Zusammenfassung aller Organkräfte behufs deren Fortpflanzung dienen lernte (hierin durchaus dem Weibgeschick selber ähnlich). Infolgedessen äußert das Sexuelle bei jedesmaligem Auftreten sich über sein Spezialgebiet so ganz hinaus, als Übergrieff auf den Gesamtorganismus, als positiver Eingriff in ihn (wie Abstinenz ja auch nicht, gleich dem Hunger schwächt oder sterben läßt, sondern positiv mit Rausch und Gift agiert). Und in weiterer Folge schillert das Sexuelle aus diesem Grunde nicht nur zwischen den einzelnen vitalen, sondern auch psychischen Äußerungsweisen so schwerfälllich und widerspruchsvoll, indem es, nichts Speziellem eingeordnet, dem Wesen nach Invasion, ausdrücklich dazu vorhanden ist, die Welt auf den Kopf zu stellen. Gerade

deswegen ist ja die Analyse des Psychischen so erfolgreich und plausibel, wo sie praktisch auf das Sexuelle zurückgeht, weil dieses, obwohl Körpertrieb und angebar von der physiologischen Seite, dennoch zugleich, hart am Organleben hin, psychische Tatsachen zuerst unverkennbar macht.

Das hier steckende Problem (das nach seiner philosophischen Bedeutung natürlich nicht aufgerührt werden soll) hat Freud (Beitr. z. Psych. d. Liebeslebens, II) erörtert in der Frage: warum der Liebesappetit bei vorläufigem Genuß nicht abnehme, wie sonstiger Appetit, vielmehr sich daran steigern, und warum endgültige Befriedigung trotzdem Reizhunger, Hunger nach Wechsel, ergeben könne, anstatt der immer befriedigteren Ehe, die z. B. ein Alkoholiker zu der ihm genehmen Weinsorte eingeht. Es ist wohl nicht ganz ein Zufall, wenn, nach der lebenswürdigen Vulgär-Ansicht der Leute, alle beiden Fragen das Weib viel weniger tangieren als den Mann. Man könnte nämlich ganz wohl sagen, daß das, was den Sexualtrieb erst befähigt, sich von Durst, Appetit usw. usw. zu unterscheiden, bereits gelegen sei in einem Moment der Passivität, d. h. in der Fähigkeit, in und neben der zielgerichteten Triebtendenz beim Interesse am Objekt zu verweilen — sich daran aufzuhalten. Was wir „seelische Komponente“ am Sexuellen zu nennen pflegen — aus deren mangelhafter Verknüpftheit mit dem Geschlechtstrieb Freud in der erwähnten Arbeit das Sinken des sexuellen Objektwertes erklärt — ist (mögen wir sie Psychosexualität, Zärtlichkeitszuschuß, Kontrektationsbedürfnis oder sonstwie benamen), nur ein anderes Wort für solche Abkehr vom Nur-Aggressiven zugunsten eines zugleich aufnehmenden, raumgebenden Verhaltens. Freud sieht ja auch den Ursprung allen Sympathieausdrucks in der Objekthingegebenheit des Neugeborenen — was so zu verstehen ist, daß es im Objekt in dem Sinn aufgeht, als es sich eben als Subjekt noch gar nichts angeht, weil Selbsterhaltungs- und Hingebungsverlangen sich noch gar nicht voneinander unterscheiden können. Wenn dann jedoch, nach der zweiten Freudschen Phase, nach der splendid isolation des Autoerotismus (wo wiederum, nur anders herum, aktiv und passiv in eins fallen), das Objekt nicht erst gefunden, sondern, als übertragen aus jener Urzeit des Kinderdaseins, „wiedergefunden“ (Freud) wird, so haftet daran bereits jene diffuse Süße damaliger Hingebtheit nunmehr durchaus als ein Einschlag von Passivität. Denn nun macht sie sich gegensätzlich fühlbar gegenüber dem stachelnden Bewußtsein des Eigenen — des sein Objekt ganz frech in der Methode des Selbsterhaltungstriebes behandeln wollenden Subjekts. Und wenn im Verlauf des sexuellen Reifestadiums dieser Stachel des Nur-Aggressiven sich manchmal

so einseitig verschärft, daß die Sexualität nur unter seinem Vorstoß noch in ihrer Besonderheit empfunden wird, so mag ihr freilich selber unerklärlich werden das, was doch immer noch ihr Glück und Leid wunderbar abhebt von dem der Selbsterhaltungsfreuden — oder Enttäuschungen. Aber dies bedeutet dann nicht so sehr: die Unterlassung von wer weiß wie feinsten Sublimierungen, die ihr fremd aufzupropfen gewesen wären — im Kulturversuch exotische Blüten am landesüblichen Stamm hervorzutreiben — es bedeutet weit eher: daß ihre Grundwurzel unterläßt, die für ihr natürliches Vollgedeihen genügende Säftemischung in alle Zweige emporzusenden. Vielleicht ist es schließlich auch die wahre Ursache des *post coitum omne animal triste* — das deshalb nicht für alle Menschen gilt, und dem die Erfahrung entgegensteht einer Nachwirkung nicht nur der Freude, sondern eines höchst ungerechtfertigten Gefühls: gleichsam die beste aller Taten vollbracht, der Welt Vollkommenheit zurückgeschenkt, sozusagen das Gewissen ein für allemal entlastet zu haben — im vitalen Ineinanderstürzen des ewig-doppelten Außer-uns mit uns selbst.

Freud hat das Inzestverbot dafür verantwortlich gemacht, daß nach Abschluß der Kindheit das „Zärtliche“ und das „Sinnliche“ so häufig ihre alte Einheit aufgeben und glücklos, ja krankmachend, in Seelenrespekt und Sinnenroheit verfallen. Allein sei das Inzestverbot auch der schwarze Mann, der sie aus ihrem Kindheitsidyll aufschreckt: er griffe mit diesem scheinbar von außen her begründeten Eingriff doch nur der Tatsache vor, daß ein Mensch auf dem Menschenwege, also auf dem einer stets weitergehenden Selbstentwicklung, am Persönlichen nicht mit ganzer Konzentration haften bleiben kann. Ein genügendes Zusammenhalten der inneren Antriebe könnte nicht umhin, seine Ziele zurückzustecken, die, im Sachlichen wie Persönlichen, eben durch ihre treibende Kraft, auf Erledigung, auf Vorwärtsgehen, auf bewußte Bewältigung des noch nicht menschlich Bewältigten eingestellt sind. Im weiblichen Prinzip ist ja nur durch eben diesen Verzicht, durch eben dieses letztliche In-sich-erhalten der Triebeinheit, die Möglichkeit gegeben, dem enteilenden Schritt des Menschen trotzdem immer wieder Boden unter die Füße zu schieben. Nur im Weiblichen heißt daher solche Triebumkehrung in sich nicht „Pervertierung“, sondern ihrem Verweilen, Zusammenfassen, bleibt das Ziel selber mitgegeben. So gibt es, streng genommen, innerhalb ihres Prinzips keine bloße „Vorlust“ (im Freud'schen Sinn), nichts Vorläufiges im Verlauf des Erotischen: Das Weibliche ist zu definieren als das, was mit dem kleinen Finger allein die ganze Hand bereits hat; nicht etwa im Sinne asketischer Begnügsamkeit — im Gegenteil, weil bereits das geringste Raum gewährt der Zärtlichkeit, sich ganz darin zu erleben, noch mit

dem Geringsten schon das Ganze des Liebesbereiches zu umspannen (ungefähr wie Dido es mit der Kuhhaut und Karthago machte):

Man könnte glauben, daß eher der Charakter der „Endlust“ an dieser weiblichen Geschlossenheit etwas gefährde, sowohl durch den rein körperhaften Ausdruck, auf den der letzte sexuelle Vollzug gestellt ist, als durch die nachdrückliche Passivität, die das Weib darin an ein bestimmtes Verhalten bindet. Indessen das lebendige Ineinanderspiel ihres Ich- und Liebeslebens bekundet sich vielleicht nirgends entschiedener als gerade dann: nämlich kraft der weiblichen Tendenz dort, wo man sich hingibt, auch immer die Norm, das Ideal aufzurichten, woran das eigene Selbst sich orientieren kann. Nimmt es sich auch im Durchschnitt leicht wie urteilsgetrübte bloße Verliebtheit, ja läppisch sogar, aus und verbirgt sich daran die wahre Bedeutsamkeit der Sache, so steckt dahinter doch nicht mehr noch weniger als folgende Leistung: den geistigen Sinn des Erlebten dort am geistigsten zu fassen, wo er am körperhaftesten zugedeckt, am psychisch undeutbarsten bleibt, und so der eigenen Grundeinheit am gewissensten zu werden dort, wo sie am abgründigsten schwankt. Mit anderen Worten: hier gelingt dem (ja an sich schon paradox gerichteten) Weiblichen sein zweites und tiefstes Paradoxon: das Vitalste als das Sublimierteste zu erleben. Dieses Vergeistigen und Idealisieren in seiner Unwillkürlichkeit läßt sich veranlaßt denken dadurch, daß, dem weiblich-einheitlichen Wesen nach, in den Übertragungen der Liebe lebenslang deren ursprünglicher Ausdruck fühlbarer gegenwärtig bleibt als dem Mann — jene uranfängliche Verschmelzung mit dem Ganzen, darin wir ruhten, ehe wir selber uns gegeben waren und die Welt in Einzelgestaltungen vor uns aufging. Man weiß, wie viel davon im Erotischen überhaupt wiederkehrt: wie alles was irgend an uns rührt, wesensverbunden erscheint mit der geliebten Person, als dehne sie sich aus in alles und kondensiere alles sich in ihr. Von dorthin idealisiert sich das Personale zu fast symbolisch überragendem Sinn und, indem solche Rückbeziehung dem Weibe näherliegend bleibt, wird sie ihr zum Erlebnis: der einzelne Mensch, in all seiner Tatsächlichkeit wird ihr nach jener Richtung hin gleichsam durchscheinend, ein menschlich kontouriertes Transparent, durch das die Fülle des Ganzen ungebrochen und unvergessen schimmert. Erwähnt deshalb Freud („Beitr. z. Psych. d. Liebeslebens“, II), daß, wenn es sich um schwer oder nicht erreichbare Objekte der Sehnsucht handle, die Frau: „etwas der Sexualüberschätzung beim Manne ähnliches in der Regel nicht zustande bringt“, so hängt das eben hiemit zusammen, daß ihre Schätzung und Überschätzung dem Erreichten, nicht nur dem Begehrten, gilt und gelten muß — dem, daran ihre Hingabe sie vor sich selbst ver-



nichtet, wenn sie sie nicht vor sich selbst erhebt.<sup>1</sup> Dieses ist die verborgene Härte an aller spezifisch weiblichen Liebe (oftmals alle Manneshärte reichlich aufwiegend) — ihr zugleich Blindestes und Hellseherischestes, daß sie in ihm erkennt, was sie mit ihm gewissermaßen über die Person hinaus eint; es ist durchaus ihr kostbarstes Stück (nicht blumenzart sondern edelsteinhart) so wie seine kostbarste Gabe an sie das, aus dem Geschlecht aufgearbeitete, Stück an Zartsinn und Herzlichkeit ist.

Gerade wegen dieser doppelten Rolle jedoch, die der Mann für das Weib vertritt, damit sie selber um so einheitlicher bleiben kann — gerade wegen der daran haftenden inneren Unterscheidung von — ich möchte sagen: Person und Vertreterschaft — muß hier eine kleine Einschaltung angebracht werden. Denn wenn von hier aus betrachtet alle jene weiblichen Abnegationstugenden, von denen ganz eingangs die Rede war, gar nicht mehr tragisch aussehen, sondern eine richtige Glücksmiene aufsetzen, so daß das Weibliche als der geborne Ausbund alles Treuen, Idealgerichteten und Hingegebenen von der Natur Gnaden erscheint, so darf man das doch nicht zu absolut nehmen. Ganz läßt es sich nämlich nicht von der Hand weisen, ob nicht gerade auch die Fülle, womit weiblichem Erleben alles Herrliche über dem Fest der Liebe ausgeschüttet ist, zum Anlaß werden könnte eines um so akuterer Ablaufs — so daß bisweilen nur um so weniger daraus sich für vernünftige Dauergestaltung retten läßt, je restloser alles hineingegeben war. Und umgekehrt bleibt auch auf der anderen Seite jedesmal zu fragen, wie viel mitunter selbst von den prächtigsten Zutaten an Ethik- oder Ehegesinnung eben schon bloße Zutaten zum weiblichen Liebeserleben gewesen sind — hinzugetan aus falscher Scham bereits, aus einem Gutmachenwollen, aus Verlangen nach Sanktion. Denn man darf nicht vergessen, daß sich auf diesem Punkt für das Weib alles zusammenfindet, was es kann und was es nicht kann, seine natürliche Größe sowohl wie seine ihm angewachsene Kleinheit. Ist es doch der einzige naturgegebene und dadurch mögliche Kulturpunkt für sie, daß sie vermag, im Sexuellen nicht ein Rohgegebenes, in sich Isoliertes, vollzogen zu sehen, sondern gleichsam in ihrer Sinnlichkeit zugleich ihre Heiligkeit zu ergreifen, zu begreifen: sei es nun, indem sie sie in bereits sanktionierten Bestand schutzheischend hineinstellt, sei es, daß sie aus innerster Weibheit heraus sie reiner und freier anblicken kann als der Mann, dessen aufarbeitende Kraft sich an anderen

---

1) Daher bleibt die Bedeutsamkeit der Hingabe eine so verschiedene für Mann und Weib, daß sie mit vollem Recht an beiden verschieden beurteilt wird. Und daher bildet einen wesentlichen Grund für weibliche Frigidität das Auseinandergleiten von Mann und Mann-Imago.

Kulturzwecken erschöpfen muß. Von sich aus tut das Weib ja nur eine Kulturtat und auch diese passiert ihr mehr dem Weibwesen nach, als daß es eine Handlung wäre: das Kind (weshalb die Kinderlose ohne Frage als das sozial mindere Material anzusehen ist). Dennoch kann es eine Handlung werden: trägt und gebärt sie das Kind noch als einen Teil ihrer selbst, hat sie so lange als möglich an ihm noch die zärtliche Selbstidentifikation, worin feinste Sexual- und Seelenfreude gewissermaßen lächelnd ineinanderfließen — so entstammt diesem warmen Egoismus doch schließlich ihre erste eigentliche Sozialisierung, es entstammt ihm der Bezug zum Kinde als zum zweiten Menschen, zum anderen, zu einer Welt außerhalb ihrer, die sie aus ihrem Tiefsten hergab — nicht nur „teilend“ von dem Ihnen, sondern sich selber mitteilend und zurücktretend. Das höchste Frauenbild ist insofern nicht schon die „Mutter mit dem Kinde“, sondern — falls man in christlichen Madonnenbildern reden will — die Mutter am Kreuze: die, welche opfert, was sie gebar: die, welche den Sohn an sein Werk dahingibt, an die Welt und an den Tod.

Selbstverständlich läßt sich nicht gut die Kulturaufgabe des Mannes mit dem Kreuz vergleichen, das er trägt oder woran er gar hängt. Aber sicherlich mit demjenigen, was ihn am prinzipiellsten ins menschlich Geistige hinauf-rückt unter Einbuße des menschlich Erotischen. Und eine rein männliche Auffassung der Dinge sieht mit dem Fortschreiten der Kultur nicht selten die Sinnlichkeit als solche tatsächlich bereits gekreuzigt, also in, wenn auch: „weitester Ferne die Gefahr des Erlöschens des Menschengeschlechts“.<sup>1</sup> Wohl bleibt auch dem Mann ein Traum vom Zusammengehören des Geistes und der Sinne — bleibt ihm wie eine ferne Erinnerung daran, daß ja auch die breitesten abendlichen Wolkenschatten wesenseins seien mit dem Tau, der bei Sonnenaufgang blitzend sich über den Boden breitet. Und wohl verwirklicht sich auch, von Zeit zu Zeit, immer wieder etwas von solchem Traum in ihnen selber, diesen Vorgerücktesten des Geistes, den Schaffenden: zwingt sie, Halt machend unterwegs, ein Werk aufzustellen wie einen ernsten, freudigen Zeugen solcher Wiedervereinigung für alle, die daran vorüber vorwärts gehen. Doch wiederum ist es in ihnen nur deshalb Wirklichkeit geworden, weil ihrem männlichen Können weibliches eingeboren und in ihnen jene Doppelnatur schöpferisch geworden ist, die in Werken schafft, was das Weib von seinem Wesen aus ist. In seinem schöpferischen Tun bezeugt der Mann, wie sehr auch ihm aller letzte Kultursinn liegt in der Wiedererfassung jener Einheit — wie sehr er um deswillen die

---

1) Freud, „Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens“, II.

Welt noch einmal erschafft, aus sich heraus auf allen Gebieten als die seine, um mit Händen zu greifen, mit Augen zu sehen, daß das „Andere“, das Draußen, von gleichen Pulsen des Lebens durchpulst sei und eins mit ihm. Er bezeugt es sich, ob auch in jeglichem einzelnen seines Tuns oder Lassens der Dualismus sein Teil bleibe, weil sich stets neu erschließend in jedem neuen Ding, das zu neuem und weiterem Unterwegs werden muß und so das Ziel ihm nirgends garantiert ist in den Dingen, sondern nur in gleichsam überpersönlichen Werten und Bildern.

Damit ist dem Weiblichen ein Kulturwert von sich aus und unabhängig gegeben, daß es analog (nicht identisch mit =) dem Sinn des Geistes-schöpferischen wirken kann. Wie verschieden auch die Äußerungsweisen der beiden Geschlechter — darin finden sie sich zusammen: an denselben Geist, zu dem das Weib mit dem Manne und vermittelt seiner aufblickt, ist sie zugleich angeschlossen von tiefer, von ihrer Wesensbasis her, als von einer die Gegensätze unmittelbar in sich noch vereinheitlichenden. Stumme Verwirklichung davon fast schon enthaltend in ihrem Leibesleben und im geist-leiblichen Aufruhr des Erotischen das ewig Unzulängliche wandelnd zu ewigem Ereignis: weshalb Umarmung, Vermählung ihr das Bild bleibt für das gleiche, worauf der Mann, geistleistend, vorausschreitend und -schauend zugeht. So hat sie gerade darin, gerade in ihrem Anschluß an das Seine, Weithintreibende, am allerwenigsten über ihren Wesensumkreis hinauszublicken oder gar, ihn sprengend, ihn zu verlassen — sondern am meisten in ihrem geistigsten Erleben, in der weitgehendsten Kulturumgreifung noch, würde sie doch in sich bleiben: Kreis um Kreis um sich selber ziehend — nach jeweiligem Maßstab ihrer innersten Dimensionen. Zu diesem weiblichen Narziß will die Kultur-Zukunftsprognose zunehmender Glücksverdunklung — immer schräger und blasser fallender Strahlen alter Sonnenherrlichkeit, immer breiterer Abendschatten über der sich vergeistigenden Welt — nicht mehr stimmen. Nur ein Sinnbild stimmt da noch: Das Bild der Pflanze im hohen Licht der Mittagstunde, da sie ihren Schatten ganz senkrecht wirft, da sie, darin geborgen, auf ihn niederblickt als auf den zarteren Abglanz ihres eigenen Seins — sich selbst in ihm beschattend: auf daß der große Brand sie nicht verbrenne vor ihrer Zeit.

# Der hysterische Charakter

Von

Fritz Wittels

Die Psychoanalyse war immer an zwei grundverschiedenen Formen nervöser Erkrankung interessiert, die wir heute viel besser verstehen als vor der psychoanalytischen Forschung: Hysterie und Zwangneurose. Hysterie verwandelt („konvertiert“) Vorstellungen und Triebe in körperliche Symptome. Alle Körperteile der Hysterischen, einschließlich der Sinnesorgane und Eingeweide, können Gedanken und Wünsche ausdrücken. Deshalb spricht man von einer Organsprache der Hysterischen — und der Hypochonder. Die Psychoanalyse fand die Gesetze der Traumdeutung — besonders Verdichtung, Verschiebung, Verwandlung in das Gegenteil, Symbolisierung des Größten durch das Kleinste, des Teiles durch das Ganze — auch in der hysterischen Symptombildung wirksam. So merken wir, daß hier der Primärvorgang am Werke ist.<sup>1</sup> Hysterie ist eine Art Ekstase, eine Mitteilung von Seiten des Es, die sich der Sprache nicht bedient, jedoch, wenigstens zum Teil, in die Begriffssprache übersetzt werden kann. Am deutlichsten, freilich auch

---

<sup>1</sup>) Gleichzeitig mit dem vorliegenden Artikel erscheint bei Horace Liveright in New York ein umfangreiches Buch des Verfassers: „Freud and his time“, das zunächst in deutscher Sprache nicht vorliegt. Die ersten beiden Kapitel dieses Buches sind unter den Titeln „Goethe und Freud“ und „Der Antiphilosoph Freud“ in der „Psychoanalytischen Bewegung“ (1930, Heft 4), bzw. im „Almanach der Psychoanalyse 1931“ erschienen. Der hier veröffentlichte Versuch gibt ungefähr den Inhalt des siebenten Kapitels wieder (und stellt eine Erweiterung meiner Studien dar, die im März 1930 in Dorian Feigenbaums Psychopathology-Number der „Medical Review of Reviews“ erschienen ist). Der Ausfall von vier Kapiteln nötigt zu einer Erklärung der Termini Primär- und Sekundärfunktion, die ich nicht ganz im Sinne Freuds gebrauche. Freud faßt die beiden Mechanismen der Verschiebung und Verdichtung unter dem Namen Primärvorgang zusammen. Mehrere Philosophen lange vor Freud haben den nämlichen Ausdruck für verschiedene Begriffe verwendet, so Schopenhauer für seinen „Willen“, den er als Prototypus der Sekundärfunktion (dem Ektypos) gegenüberstellt. Ich meine, daß der Name einer Primärfunktion ungefähr über alles ausgedehnt werden sollte, was bei Freud das Es genannt wird. Alle Denkformen, einschließlich Zeit und Kausalität, Realitätsprüfung, Ethik (organisiertes Über-Ich) gehören dann zur Sekundärfunktion. Goethe nennt die Primärfunktion in seinem Faust „Die Mütter“ und das

am unheimlichsten sehen wir diese Organsprache bei Hypochondern wirksam.

Ein Mädchen behauptet, ihre Nase sei häßlich, sei durch eine Geschwulst unter der Haut entstellt. Obgleich kein Sachverständiger dieses Urteil bestätigen kann, läßt sie die Nase von einem Kosmetiker verbessern. Hernach ist das Mädchen eine Zeit lang zufrieden, erleidet aber dann einen Unfall, in dessen Verlauf die Nase ganz unbedeutend verletzt wird. Nunmehr ist sie untröstlich und jammert wiederum über die Nase, an der niemand außer ihr selbst einen Fehler entdecken kann. Das Mädchen ist als fünftes Mädchen seiner Eltern geboren worden, die sich nach vier weiblichen Kindern dringend einen Knaben wünschten. Sie hat oft genug zu hören bekommen, daß sie lieber ein Bub hätte werden sollen. Situationen solcher Art führen häufig zur Aufzucht eines Mannweibes. Das war in diesem Falle nicht so leicht, weil der Platz des Bubenmädels schon von dem vierten Kinde, der nächstälteren Schwester, besetzt war. Unsere Patientin verdrängte ihren dringenden Wunsch, lieber ein Knabe zu sein und ersetzte ihn durch grenzenlose Hingabe an die ältere Schwester, mit der sie ein Herz und eine Seele war, mit der sie gemeinsam schlief und lief und lernte, bis diese ältere Schwester heiratete und aus dem Bette und aus dem Hause verschwand. In diesem Augenblicke brach die hypochondrische Wahnidee mit der Nase aus. Wir wissen, daß die Nase in Träumen

---

Ewig-Weibliche, Nietzsche: das Dionysische. Der Gegensatz zwischen Primär und Sekundär wurde immer gefühlt und benannt. Die Psychoanalyse wird uns vielleicht in Stand setzen, noch ein gutes Stück weiter ins Chaotische, nicht Berechenbare einzudringen. Freud hat die ewige Wiederkehr des Gleichen als eine Eigenschaft des Primärvorganges gelehrt, das ewige Tik-Tak aus dem Dunkel. Mehr über den Primärvorgang wäre vielleicht durch das Studium des magischen Denkens, der Ekstase, der Musik und der Mathematik zu erfahren. Freud hat diese vier Wege kaum betreten. Yogapraktiken hat er in seinem „Unbehagen“ mit Schillers Taucher abgelehnt: „Es freue sich, wer da atmet im rosigen Licht.“ Er setzt voraus, daß der gebildete Leser ergänzen wird: „Er begehre nimmer zu schauen, was die Götter bedecken mit Nacht und Grauen,“ — Wiederum stehen wir an dem Kreuzwege, den die Züricher Schule — vorzeitig — gesehen zu haben glaubte. Für den Sekundärvorgang sind Ödipus und Kastration Wirklichkeiten und als solche anzuerkennen. Aber in der anderen Richtung (Goethe: „ins Unbetretbare, nicht zu Betretende“) gibt es keine Kausalität und also auch keine Wirklichkeit. Wir sehen nur Spiegelungen. Aber was für Spiegelungen sind das? Die Psychoanalyse gibt uns einen Schlüssel in die Hand, der uns über Platons Höhlen-Gleichnis endlich hinaus führen wird. „Versinke denn — ich könnt auch sagen steige!“

und auch in hysterischen Symptomen für den Penis steht: „Verlegung von unten nach oben“ eines unpaarigen, vorstehenden, halbsteifen Gebildes. Wir wissen, daß Mädchen durch eine Periode des Penisneides durchgehen müssen, von der sie später meistens nichts wissen. Sie empfinden bitter, daß sie etwas nicht besitzen, das größere Macht, mehr Ansehen und Wertschätzung verbürgt (Kastrationskomplex). Somit verstehen wir die Organsprache unseres Mädchens. Sie sagt: ich will ein Mann sein, aber ich kann keiner sein. Die Organsprache verdichtet wie der Traum, und das Symptom spricht noch anders und unmittelbarer zu uns: die Schwester hat einen Mann — ich will auch einen. Das Symbol — die eigene Nase — kann aber nicht befriedigen: der Jammer ist gerechtfertigt, wenngleich er mit der Nase selbst nichts zu tun hat.

Ein hypochondrischer Mann zeigte ein anderes Konversionssymptom. Er beklagte sich über seine Zunge, behauptete, da läge beginnender Zungenkrebs vor, trug auch einen Spiegel in der Westentasche, den er immer wieder hervorzog, um sich zu seinem nimmer endenden, immer wieder erneuerten Schrecken zu überzeugen, daß die Zunge krank sei. Er begab sich von einem Doktor zum anderen und erklärte sie allesamt für Schelme, die sich verabredet hätten, ihn anzulügen. Die Analyse zeigte, daß auch hier ein unschwer zu deutendes Symbol vorlag. Er war fünfzig Jahre alt, Junggeselle und lebte seit vielen Jahren mit seiner verwitweten Schwester zusammen. Das weibliche Geschlechtsorgan und inzestuöse Gedanken, die es umspannen und in denen die Zunge eine Rolle spielte, drückten sich in dieser Form der Organsprache aus. Außerdem ein Kastrationskomplex, denn Zungenkrebs muß operiert werden und die Zunge ist ein unpaariges, vorstreckbares Organ wie die Nase und deshalb zur konvertierenden Verlegung von unten nach oben besonders geeignet.

\*

Man glaubte früher, daß Hysterie nur bei Frauen vorkomme. Heute weiß man, daß es genug hysterische, d. i. konvertierende Männer gibt. Dennoch ist die Hysterie eher dem weiblichen Geschlechte zuzurechnen und hysterische Männer gelten uns eher als weibisch. Hysterie tritt bei Männern auf Grund der gekreuzten Vererbung und

Aufzucht männlicher und weiblicher Eigenschaften auf. In demselben Sinne ist Zwangsneurose männlich, wie die Hysterie eigentlich weiblich ist. Es gibt zwar viele weibliche Zwangsneurotiker. Aber sie sind es auf Grund von Desexualisierung geworden. Wir wissen, daß allerlei hysterische Symptome im Bauche: Pseudogeschwür, Pseudo-Blinddarmentzündung, Gasblähungen aller Art, auch falsche Gallensteinkoliken die Schwangerschaft symbolisieren. Hysterischen ist wiederholt gelungen, selbst Fachärzte zu täuschen. Man hielt sie für schwanger im fünften und im sechsten Monat, obgleich nichts da war als Blähungen und ein Gaskind, das dann auch eines Tages mit dem Stuhle abging. Das Symptom drückt die Idee der Schwangerschaft aus und die Gefühlsbetonung, die das Symptom verbirgt, ist die Ambivalenz: ich will ein Kind haben und will es nicht; ich fürchte mich davor. Das Symptom verbirgt ja auch die männliche Person, die als Vater des Kindes gedacht und ins Unbewußte verdrängt worden ist. Zahlreiche wohlbekannte hysterische Symptome außerhalb des Bauches drücken den nämlichen Konflikt aus: der Globus hystericus, Ekelgefühl, Erbrechen, Heiserkeit, Lähmungen, Frigidität, — die Hysterika hat immer einen sexuellen Konflikt und die Alten wußten das und nannten das Leiden nach „Hysteron“, der Gebärmutter.

Wie soll man aber männliche Hysterie verstehen? Welche Rolle können Schwangerschaftsideen bei einem Manne spielen? Ein junger Mann von etwa 23 Jahren — wir nennen ihn Karl — litt an einem nervösen Magengeschwür, das aller Behandlung trotzte und gerade operiert werden sollte, als es ohne erkennbare Ursache „von selbst“ heilte. Karl konnte sich freilich seiner Genesung nicht recht freuen, denn an Stelle des Magenleidens wurde er jetzt von einer quälenden Angst heimgesucht, die ihm um Vieles unangenehmer war als das körperliche Leiden. Dieser Jüngling hatte erleben müssen, daß der geliebte und bewunderte Vater die Mutter verließ und eine andere Frau heiratete. Karl hätte das dem Vater nicht so übel genommen, wenn der Vater ihn mitgenommen hätte. Er wollte durchaus das Leben mit dem Vater teilen, phantasierte sich zu diesem Ende immer mehr in ein weibliches Wesen um, bis er auf hysterischem Wege, d. i. in körperliches Symptom konvertiert, sogar Schwangerschaftsideen produzierte. Einige Jahre später gebar die zweite Frau des Vaters ein

Kind. Damit war jede Hoffnung Karls geschwunden, daß der Vater sich anders besinnen könnte. Das Kind war da, aber nicht er, naturgemäß, konnte es dem Vater schenken. Das Symptom im Bauche drückte die Situation nicht mehr aus und verschwand. An dessen Stelle trat Furcht. Furcht oder Phobie ist eine dritte Form von Neurose, an der die Psychoanalyse besonders interessiert ist. Sie ist der Hysterie verwandt, deshalb von Freud auch Angsthysterie genannt. Angsthysterie führt in jedem einzelnen Falle auf den Kastrationskomplex zurück.

Das Wort Kastrationskomplex mag vielleicht hie und da einen Laien, der von der Psychoanalyse nur die Schlagworte kennt, irreführen. Gemeint ist nicht die Kastration im Sinne der Landwirtschaft, sondern der Verlust des äußeren männlichen Sexualorganes, besonders des Penis. Die Psychoanalyse versteht unter Kastration die Verwandlung eines Mannes in ein Weib in einer gewöhnlich als blutig phantasierten Form. Ich erinnere mich sehr gut des Widerstandes, den die Einführung des Kastrationsgedankens bei mir selbst hervorrief, und ich weiß, daß kaum irgend ein Teil der psychoanalytischen Lehre mehr auf Befremden des sogenannten „gesunden Menschenverstandes“ stößt. Es ist in der Tat schwierig, den Kastrationskomplex so einfach als Allgemeingut des zivilisierten Menschen zu erklären wie etwa den Ödipuskomplex. Jedermann sieht, daß wir alle mit unserem ersten Problem, dem Urdreieck Vater—Mutter—Kind, zu kämpfen und fertig zu werden haben. Daß hier Todeswünsche und inzestuöse Begierden sich bemerkbar machen oder machen können, ist unschwer einzusehen. Daß aber die Angst um den eigenen Penis und der Neid des Mädchens fast ebenso ernst genommen werden müssen wie das Urdreieck selbst, läßt sich kaum anders erklären, als mit der einfachen Feststellung, daß wir es in unseren Analysen immer wieder so finden. Wer sich von dem universellen Vorhandensein des Kastrationskomplexes überzeugen will, der muß sich selbst einer Psychoanalyse unterziehen. Er kann auch die umfangreiche psychoanalytische Literatur bei Freud und seinen Schülern nachlesen. Wir haben aber die Erfahrung gemacht, daß die Mitteilung so erstaunlicher Entdeckungen fast niemals überzeugt. Es scheint, daß unsere Kultur nicht mehr gerne begreifen will, daß der Narzißmus, die Ver-



liebtheit in den eigenen Körper, den Penis für den wichtigsten Teil hält. Primitive Völker, die dem Phalluskulte ergeben sind, dürften das besser begreifen. Auch ist der Kastrationskomplex, der auf der Überschätzung des Penis beruht, im selben Sinne wie der Ödipuskomplex mit dem Patriarchate verknüpft, dem Männerstaat, in dem wir leben.

\*

Im Folgenden ein Beispiel für den Kastrationskomplex und dessen Auftauchen in der psychoanalytischen Behandlung. Es handelt sich um einen 26-jährigen jungen Mann, der an Angstzuständen litt. Seine früheste Erinnerung war die an eine Szene im dritten Lebensjahr; er war damals Zeuge, wie sich sein Vater in einer großen Gefahr einer Waffe bedienen mußte.

Diese Erinnerung verbirgt Angst vor dem Vater. Das Kind sieht im Vater einen Held, einen furchtbaren Gegner und Mörder. Die ersten Wochen der Analyse sind mit Träumen angefüllt, die den Kastrationskomplex immer deutlicher zeigen; z. B.:

*„Ich bin auf der Straße. Ein Rabe oder ein ähnlicher Vogel mit riesigem schwarzem Schnabel. Er liegt auf dem Boden, blutig, gerupft, halbtot. Die Mutter kommt, hebt den Vogel auf. Der bewegt die Flügel, kann aber nicht auf. . .“* Solche Kastrationsträume sind typisch für Impotenz.

Dazu noch andere Erinnerungen wie die an einen Schmetterling, der tot auf dem Boden lag und sich dennoch bewegte, — vermutlich, weil Ameisen oder andere Insekten ihn fraßen, — eine besonders schreckhafte Erinnerung.

Viel später in der Analyse ein Traum: *„Ich liege mit meiner Tante im Bett. Sie ist die Schwester des Vaters. Sie ist nackt und viel schlanker, als sie in Wirklichkeit ist. Ich streichle ihr mit der Hand über den Rücken, sage aber, trotz heftiger sexueller Gefühle, in heuchlerischer Weise zu ihr: Das ist nichts; das ist gerade so, wie ich oftmals meinen Vater gestreichelt habe.“*

Wirklich ist er oft beim Vater im Bett gelegen, der Vater war sehr zärtlich, solange er im Hause war. Der Traum hält die Fiktion der Heterosexualität und der Inzestschranke mühsam aufrecht. Kurze Zeit nach diesem Traum und im Anschluß an eine unerquickliche Auseinandersetzung mit dem Analytiker, es handelte sich um die Bezahlung der

Rechnung, träumt der Patient: „*Ich lag mit meinem Vater im Bett. Er hat ein ungeheuer großes Glied und will mich vergewaltigen. Ich fühle mich vollkommen als Weib in diesem Traum und bin gleichzeitig sehr ängstlich, aber dennoch liebevoll und zärtlich . . .*“

Hier ist die drohende, gefürchtete und erstrebte Umwandlung in ein Weib, die Kastration, vollzogen und ängstlich akzeptiert. Wendepunkt der Analyse. Er beginnt zu begreifen, daß seine Angst ihre Wurzeln im Kastrationskomplex hat. Viel Material quillt von mehr heraus. Er masturbiert mit der Phantasie: *Eine Frau springt auf ihn und schlachtet ihn, indem sie ihm die Kehle durchschneidet.* Der Vater ist in der Phantasie in eine Frau umgewandelt, damit der Patient ein Mann bleiben kann. Eine andere Phantasie: *Eine Frau melkt ihn, gibt den Samen in ein Fläschchen und trägt es fort. Das empfindet er als besonders demütigend. Sie trägt seine Männlichkeit fort.* Beide Phantasien zeigen den masturbatorischen Akt als Kastration.

Und so zieht sich das von Freud Kastration genannte Motiv durch den psychischen Längsschnitt dieses Falles, wo immer man ihn betrachtet. Nichts haßt er mehr, als wenn er passiv sein muß, wobei für ihn die Begriffe weiblich und passiv zusammen fallen. Manchmal fürchtet er, sein Ich zu verlieren, zu vergehen. Dieses Gefühl tritt besonders dann ein, wenn er passiv sein muß; z. B. wenn er im Gasthaus auf den Zahlkellner warten muß. Aktiv kann er aber nicht sein, weil er sich fürchtet. So wird er immer wieder kastriert, sogar vom Zahlkellner. Manchmal muß er sich mehrmals vorsagen: Ich bin ein Mann, ich bin ein Mann! Weil er fürchtet, sich zu verlieren. Hier sind wir beim Thema der Depersonalisation angelangt, das seine Erklärung, mindestens einen Teil seiner Erklärung in dieser wundersamen Überschätzung des Phallus finden dürfte, die zum Kastrationskomplex führt.

\*

Der männliche Hysteriker hat keinen Phallus, weil er sich entmannt fühlt, weil er gleichzeitig wünscht und fürchtet, er könnte ein Weib sein. (Vgl. hier auch den von Freud analysierten Paranoiafall Schreber.) Die hysterische Frau hat keinen Phallus, weil sie den Mann nicht als Ergänzung akzeptiert, den Zwang nicht annimmt, der vom Manne ausgeht. Heerscharen hysterischer Frauen lehnen die Sexualität

in Form des Koitus ab. Andere zeigen jenes hysterisch gesteigerte Geschlechtsleben, das aber nur Schein und Selbsttäuschung ist. Phantasien und Konversionen, die solche Phantasien geheimnisvoll ausdrücken, sind ihre eigentliche Realität, während die von uns so genannte Realität in Schaum aufgelöst wird.

Erinnern wir uns des Primärvorganges (des Es, der Magie) und seiner Schöpferkraft. Erinnern wir uns des Sekundärvorganges (des Ichs) und seines Zwangs. Hysterie ist die Pathologie des Primärvorganges (des Es) und Zwangsneurose die Pathologie des Sekundärvorganges. Wenn der Zwang schaffen will, als könnte er das unter Ausschließung des mütterlichen Anteiles, dann entsteht die leere Form, die Formel, die wir in den zwangsneurotischen Symptomen und im zwangsneurotischen Charakter finden. Wenn die Ekstase erschaffen und schöpfen will, als könnte sie das unter Ausschließung des väterlichen Anteiles (des Phallus, der Befruchtung), dann entstehen die schillernden, unrealen, vergänglichen Gebilde, die uns in den tausend Formen der Hysterie blenden und quälen. Alle Beobachter wissen, daß es keine reine Hysterie gibt: immer finden sich zwangsneurotische Anhängsel. Ebenso — weniger auffallend vielleicht — zeigen die Zwangsneurotiker hysterische Züge. Primärvorgang und Sekundärvorgang kommen in Reinkultur nicht vor. Harmonische (normale) Menschen zeigen die beiden Vorgänge in gut diffundierter Mischung. Hysteriker und Zwangsneurotiker zeigen die beiden Vorgänge von einander getrennt, und diese Trennung ergibt den pathologischen Befund. Wie überall in der Medizin gilt für die Differentialdiagnose Hysterie oder Zwangsneurose der Grundsatz: *a potiori fit denominatio*.

Der hysterische Charakter befruchtet sich selbst und erzeugt Gaskinder.

Er ist meistens in brausender (hysterischer) Aktivität, er schafft unaufhörlich und was er schafft ist unverläßlich, fällt in sich zusammen, weil das phallische Element fehlt. Wir finden ihn freilich auch gelähmt, erschöpft, in völliger Untätigkeit, — aber trau dieser Untätigkeit nicht! Die Gelähmten stehen auf und wandeln, die Erschöpften zeigen sich auf einmal unermüdlich und die Untätigen gleichen den Nachfaltern, die regungslos an der Wand kleben, um dann wieder ruhelos und sinnlos gegen die Hindernisse zu flattern. Mephisto

ist ein Zwangscharakter, ein Zweifler und Zerstörer. Sein Motto ist:

Alles, was entsteht,  
Ist wert, daß es zugrunde geht.  
Drum besser wär, daß nichts entstünde.

Der erste Satz dieses Mottos gilt auch für den hysterischen Charakter. Auch er findet, daß seine Leistungen wertlos sind. Er verläßt sie treulos, verliert schnell alles Interesse an ihnen. Jedoch ist er weit entfernt, mit dem Höllengeiste zu folgern: „drum besser wär, daß nichts entstünde.“ Das ist eine spitzfindige, logische Folgerung des Sekundärvorganges. Der hysterische Charakter, die Ewigkeit und Überfülle des Es fühlend, folgert: „Drum muß immer wieder Neues geschaffen werden.“

Die Handlungen des Zwangscharakters sind verständlich. Er ist bereit, uns über jeden seiner Schritte gemessene Rechenschaft zu geben. Er hat immer recht, er muß immer recht haben, weil er immer das Rechte tut. Er stammt so sehr aus der Vernunft, daß er zum Ärgernis wird. Wenn er um vier Uhr erscheinen soll, dann klopft er Schlag vier an deine Tür, keine Minute früher und nicht eine Minute später. Er weiß, was Zeit ist und er ist pünktlich. Der hysterische Charakter weiß nicht, was Zeit ist, denn er stammt aus der Primärfunktion und wenn er oder sie um vier Uhr erscheinen soll, dann kommt er vielleicht einmal um sechs und ein andermal um drei — unverlässlich sogar im Zuspätkommen. Wenn der Zwangscharakter einmal zu spät kommen muß, weil — sagen wir, ein Erdbeben oder ein Eisenbahnzusammenstoß ihn zurückhielten, dann fühlt er sich schuldig, weil er nicht das Rechte getan hat und entschuldigt sich auf das Peinlichste. Zu früh kommt er niemals, weil er vor der Tür seine Zeit abwartet, selbst wenn es stürmt und schneit — falls er ein kompletter Zwangscharakter ist. Die Hysterika entschuldigt sich kaum, wenn sie zu spät kommt. Sie ist da und das ist die Hauptsache. Manchmal spielt sie die Verzweifelte und beschließt ein anderer Mensch zu werden und nie wieder zu spät zu kommen. So etwas tut der Zwangscharakter nicht. Er weiß, daß es unmöglich ist ein anderer Mensch zu werden, sowohl gleich im Augenblick wie ab nächsten Montag. Man tut einfach seine Pflicht, und man hat es nicht nötig sich zu ändern.

Der Begriff der Zeit gehört zum Sekundärvorgang, sein Material

muß aber aus dem Primärvorgang stammen, wie alles Material, dessen sich der Sekundärvorgang bedient. Es ist nicht schwer, dieses Material im ewigen Tik-Tak, dem Wiederholungszwang, zu erblicken, dem alles Lebendige unterliegt. Dieser Wiederholungszwang ist im hysterischen Charakter noch nicht zur Regelmäßigkeit des Zeitbegriffes geworden. Zwar wiederholt sich die Hysterika, immer wieder aufbauend und das Aufgebaute zerstörend, aber der zeitliche Ablauf ihrer Tätigkeit ist Meßinstrumenten kaum zugänglich. Der Zwangscharakter schützt sich mit seiner Uhr, die er in der Hand hält und nützt so einen Charakter der Zeit aus, den Freud in „Jenseits des Lustprinzips“ (Ges. Schr. Bd. VI, S. 215 f) andeutet. Wenn die Reize der Außenwelt ungeordnet und alle auf einmal an unsere Sinnesorgane herankämen, würden sie uns überwältigen. Die Anordnung der Reize in zeitlicher Folge schützt uns („Reizschutz“). Es kommt immer einer nach dem anderen durch ein Tor, das vom Wächter Zeit behütet wird . . .

\*

Die Schauspielkunst sollte die eigentliche Domäne der Hysterika sein, weil sie ja immer spielt, sich selbst und die Welt nicht ernst nimmt. Aber jede Kunst verlangt Ernsthaftigkeit, Verlässlichkeit, Kunstverstand und deshalb mögen die Regisseure die hysterische Schauspielerin nicht recht leiden. Sie ist einmal gut über alle Maßen und du empfiehlst deinem Freunde, er möge sie in dieser großartigen Leistung bewundern. Aber sie kann an einem anderen Abend schlecht sein über alle Begriffe. Sie selbst weiß niemals im voraus, ob sie gut oder schlecht sein wird. Der Zwangscharakter ist niemals so gut, wie der hysterische in seinen höchsten Paraden sein kann. Aber er ist immer gleich gut, verlässlich, ein Arbeiter, der sich selbst zuschaut und deshalb die Stütze des Ensembles. Regisseure geben sich die größte Mühe, schillernde Primadonnen zu zähmen. Das gelingt für eine Zeit lang, besonders wenn sie in ihren Regisseur verliebt sind. In solchen kurzen Atempausen wird ihr unphallischer Charakter phallisch, sie lassen sich zwingen. Was eine richtige Hysterika ist, bricht aber bald aus dem Käfig aus, der Liebe heißt, bleibt noch eine Weile über dem Horizont wie eine Fata Morgana und verliert sich dann wieder in die Gesetze, besser gesagt die Nicht-Gesetze des Primärvorganges.

Der durchgeistigte Schauspieler ist gewissenhaft, studiert seine Bewegungen vor dem Spiegel und arbeitet sich womöglich zu solcher Vollendung durch, daß man die Arbeit kaum mehr merkt. Man merkt sie gelegentlich an Irrtümern. Wenn der Zwangsschauspieler einen Satz falsch betont, dann wird er die falsche Betonung nicht mehr los und wenn du ihn zehn Jahre später in der gleichen Rolle wieder hörst, wirst du ihn bei dem nämlichen Fehler ertappen. Die hysterische Schauspielerin stürzt sich mit Leib und Seele in ihre Rolle ohne zu überlegen. Ich kannte eine Schauspielerin, die hinreißend und unvergeßlich sein konnte. Sie war ganz unintelligent und verstand nicht einen Satz von dem, was sie sprach. Sie verkörperte aber ihre Rollen so erhaben, daß ich die Erinnerung als kostbaren Besitz durch mein Leben trage und gelegentlich an einsamen Stätten versuche, die Verse so zu sprechen, wie sie vor dreißig Jahren. Denn ich verstand, was sie sagte, wenngleich sie selbst sich nicht verstand.

In den wohlhabenden Gesellschaftskreisen, wo Damen wenig mehr zu tun haben als schön zu sein, selbst dort gibt es verlässliche und unverlässliche Schönheiten. Die Lady ist von verlässlicher Schönheit, verlässlich gutem Geschmack, eine ordentliche Person, mit der verheiratet zu sein für jeden Großbürger ein Vorteil ist. Sie kann die unordentlichen Personen nicht leiden, die wie ein Meteor durch die Gesellschaftsräume brausen und aller Männer Blicke — offen oder verstohlen — magnetisch auf sich ziehen. Ich habe mir vor langer Zeit sagen lassen, man erkenne eine Lady daran, daß sie immer frisiert ist. Der hysterische Typ könne sich dem Zwange der Frisur auf die Dauer nicht unterwerfen. Dieses Kennzeichen ist nun freilich durch die kurzhaarige Mode hinfällig geworden. „Gestehe nur“, sagt die Lady im heimkehrenden Auto zu ihrem Manne, „du hast dich in die kleine Nute verliebt.“ Sie sagt es ruhig und gemessen, denn sie beherrscht ihre negativen Gefühle so gut wie die positiven. Nach einiger Zeit kommt der Ehemann reuevoll zu seiner verlässlichen Lady zurück, denn mit der Hysterika ist es gar nicht auszuhalten. Sie ist zu journalière und hat sie ihren schlechten Tag, kann man rein nichts mehr von dem finden, was sie vorher und nachher besonders reizvoll macht.

Zwischen den Zwangscharakteren und den hysterischen ist Feind-

schaft gepflanzt. Der Zwangscharakter haßt den Hysteriker und handelt danach, wiewgleich seine gemessene Art nicht gestattet, den Haß offen zu zeigen oder auch nur viel davon zu sprechen. Der Hysteriker möchte seinerseits den Zwangscharakter hassen, wenn er nur hassen könnte. Er spricht von seinem Haß und der leidenschaftliche Ruf ich hasse sie (ihn)! ist hysterisch. Aber er hat nicht genug Charakter um zu hassen, und deshalb drückt sich der Gegensatz der Persönlichkeit mehr in Form von Angst aus. Der Hysteriker fürchtet sich vor dem Zwangscharakter und weicht ihm aus. Er erkennt eine Überlegenheit, die er niemals erreichen kann, fühlt aber gleichzeitig die eigene Überlegenheit, mit der er an guten Tagen jene andere, geordnete Überlegenheit enthusiastisch über den Haufen wirft.

Als Geliebte ist die Hysterika ein furchtbares Kreuz für den zwanghaften, ernsthaften Mann, der auch seine Liebe ernst nimmt. Wie sollen Partner zusammenkommen, von denen der eine immer ernsthaft sein, der andere immer spielen will und kann. Die Romanliteratur ist voll von gerade diesen Konflikten, die aus dem Zusammenprall des Primärvorganges mit dem Sekundärvorgang entstehen. Ich verweise auf meinen Aufsatz über das „Kindweib“ (im „Almanach der Psychoanalyse 1930“). Dort habe ich die Liebe des hysterischen Weibes geschildert, so daß ich sie hier nur anzudeuten brauche.

Die Hysterika — scheinbar mit übermenschlichen dämonischen Gewalten verbündet — reißt den Zwangsmann hin, bis er alle Vorsicht vergißt und ihr verfällt. Kurze Zeit darauf wird er aus allen seinen Himmeln gerissen. Er mag sich damit trösten, daß die Hysterika gelegentlich den Himmel selbst verführt hat, daß er sie als Heilige einließ, um später in nicht geringe Verlegenheit zu geraten. Selbst als Heilige bleibt die Hysterika unverläßlich und verfällt gelegentlich dem Teufel.

Man hat den hysterischen Charakter proteusartig genannt, weil er wie Proteus in hundert verschiedenen Gestalten auftritt. Der Schlüssel zu diesem Rätsel ist die Kastration. Statt den Zwang der Wirklichkeit anzunehmen wie die Stute den Hengst, spielt die Hysterika einhäusige Pflanze. Die Psychoanalyse hat festgestellt, daß die Hysterika an ihren Vater fixiert ist und von ihrem Ödipuskomplex nicht los kommt. Sie kann nicht wie das normale Weib ihr erstes Erlebnis mit einem

Manne auf einen wirklichen Geliebten ihrer Generation übertragen und dort festlegen. Es ist ihr wahrscheinlich konstitutionell bestimmt, sich für ewig an einen Mann zu hängen, der ihr nach menschlichen und göttlichen Gesetzen unzugänglich ist. Tiefer als der Ödipuskomplex ist die Pathologie des Primärvorganges, der seine notwendige Ergänzung im Sekundärvorgang, das ist in der Realität, nicht finden kann — und dennoch immer wieder danach strebt. Der Ödipuskomplex ist die erste Erscheinungsform dieser Pathologie. Die hysterische Aktivität, die ihre Ziele und Methoden ohne Ende wechselt, dreht sich im Kreise wie ein steuerloses Schiff. Wenn man ihr aber ein Steuer anbietet, dann kann sie's nicht nehmen und gebrauchen. Don Juan ist ein Hysteriker. Man sollte ihn deshalb nicht mit allen Zügen der Männlichkeit ausstatten, sondern — wie viele Schauspieler, die ihn darzustellen hatten, instinktiv tun — eher feminin. Freud sagt, Don Juan suche ewig erfolglos seine Mutter. Dem widerspricht nicht, daß er auch seinen Vater, den phallischen Erzeuger, sucht. In Mozarts Oper läßt er den Vater-Gouverneur zu Gaste, und als er ihn wirklich hat und berührt, ist sein rastloses Streben zu Ende und er fährt zur Hölle.

\*

Der Primärvorgang, von keinem Zwang gebändigt und reguliert, bricht ins Bewußtsein und überflutet die Werke der Vernunft. Wirklichkeit und Phantasie, Wunsch und Erfüllung des Wunsches werden verwechselt. Ihrem Wunsche gemäß ist die Hysterika ein Kind. Da sie in Wirklichkeit ein erwachsenes Weib ist, kann sie das Kind nur spielen. Sie spielt aber auch das Weib, weil sie ihr Erwachsensein nicht ernst nimmt und mit kindlichen Elementen durchsetzt. Das macht sie reizend und unerträglich. Der chaotische Teil unserer Persönlichkeit (das Es, der Primärvorgang) sind bei ihr mit dem besonnenen Teile zu einer untrennbaren Gemeinschaft verschmolzen. Gelegentlich ist sie auch wirklich, ist vorübergehend schöner, gut verständlicher, ja sogar bewunderungswürdiger Taten fähig. Aber man kann den Zeitpunkt solcher erhabener Momente nicht berechnen, sie selbst kann am allerwenigsten voraus sagen, was und wann sie etwas Bestimmtes tun wird. Sie ist zu gleicher Zeit wirklich und unwirklich, ist wegen dieser



schillernden Wesensart schwer zu verstehen und noch schwerer mit Worten zu beschreiben.

Der hysterische Charakter eignet sich nicht für technische Berufe, in denen Unverlässlichkeit lebensgefährlich ist, wie etwa im Eisenbahndienst. Der hysterische Chauffeur — vielleicht eine reizende junge Frau — fährt auf der falschen Seite der Straße und wenn du neben ihr sitzt und ihr Vorstellungen machst, dann sagt sie: „die Straße ist ja leer!“ Sie gibt an Kurven kein Signal: „es kommt ja niemand!“ Wenn dann doch ein Malheur geschieht oder der Verkehrswachmann sie anhält, dann redet sie sich heraus, indem sie auf alle Fragen konfuse Antworten gibt und dabei zeigt, daß sie im Grunde ein charmantes Kind ist, bis man Gnade für Recht ergehen läßt. Betrachten wir einen Augenblick den Antipoden der Hysterika: der Zwangscharakter gibt alle vorgeschriebenen Signale, hält die vorgeschriebene Geschwindigkeit ein und wünscht, im Falle einer Verletzung der Verkehrsordnung, strenge nach dem Buchstaben des Gesetzes behandelt zu werden. Auch ihm kann ein Unfall zustoßen, wengleich seltener als der Hysterika, aber er hält dieses Ereignis, wie alle Ereignisse in seinem Leben, sorgfältig von seinem Ich getrennt, beobachtet sie objektiv wie Fremdkörper und ist gar nicht geneigt, das Ereignis mit seiner gesamten Persönlichkeit zu durchdringen wie die Hysterika.

Sie hat ein eigentümlich unwirkliches Über-Ich. Die Aufstellung des Über-Ichs im eigenen Innern beendet nach den Lehren der Psychoanalyse den Ödipuskonflikt. Aber die Hysterika hat ihr erstes Problem ebenso wenig gelöst und beendet wie irgend ein späteres. Deshalb taucht ihr Über-Ich gelegentlich drohend auf, aber es verschwindet schnell. Was weiß denn der Primärvorgang von Moral? Aber sie ist ewig auf der Suche nach dem Über-Ich, das ja als Zwang zum männlichen, das ist phallischen Erbgut gehört — und kann es nicht finden. Sie hat ihren Vaterbegriff in Dampf aufgelöst und überzieht mit diesem Hauch von „Muß“ alles was sie tut. Die Wirklichkeit und die Furchtbarkeit des Über-Ichs gehen dabei verloren. Das Über-Ich kann — wie wir wohl wissen — den Menschen töten. Aber es tötet die Hysterika nicht. Zwar spricht sie viel vom Tode, wünscht sich den Tod und ist das eigentliche Urbild aller (nach ihr benannten hysterischen) Selbstmordversuche. Unter einem hysterischen Selbstmordver-

suche versteht man einen Versuch, der von Anfang an auf Mißlingen angelegt zu sein scheint. Er ist aber — dem irrealen Charakter der Hysterika entsprechend — weder auf Gelingen noch auf Mißlingen angelegt. Das Feld des Todes ist immer gefährlich, und manche Hysterika, die sich zu weit aus dem Fenster beugt, fällt hinunter, ist tot und hat es weder gewollt, noch nicht gewollt. Immerhin liegt selbst im Spiele mit dem Selbstmord ein Stück Verzweiflung; und da es kaum eine Hysterika gibt, die nicht mit der Idee des Todes spielte, scheint diese zerstörende Tendenz im Primärvorgang stark zu sein. Sie wird nach Freud mit Hilfe des Sekundärvorganges, der die Muskulatur beherrscht, nach außen motorisch abgeleitet. Die Hysterika verwendet den Sekundärvorgang ungenügend. Deshalb ist auch ihre zerstörende Tendenz (Destruktionstrieb, Todesprinzip) nicht reguliert, sie schwimmt darin und wird gelegentlich verschlungen.

Es sieht aus, als triebe die Hysterika ein gefährliches Spiel, während der Zwangscharakter, der nach Sicherheit strebt und nach sauberer Isolierung seines Ichs, verhältnismäßig ohne Gefahr dahin lebe. Dem ist aber in Wirklichkeit nicht so, denn der extreme Zwangscharakter ist ebenso pathologisch wie der hysterische und zerstört sich selbst auf seine Art. Man kann ihn mit einem Land vergleichen, in dem es zu viele Verordnungen gibt. Der Hysterika kann im Grunde nichts passieren, weil sie als Individuum kaum existiert. Sie gleicht in diesem Sinne dem primitiven Menschen, der von seiner Individualität keinen Gebrauch macht, sondern als Teil seines Stammes lebt. Die Hysterika bezieht einen möglichst großen Teil der Außenwelt in ihr Ich ein. In der psychoanalytischen Terminologie ausgedrückt, heißt das: sie überträgt ihr Ich enthusiastisch auf hundert Objekte, die sie dann liebt wie sich selbst, die für sie Leben haben wie sie selbst und die nur leider ebenso flüchtig dahinschwinden in der übermäßigen Beweglichkeit dieser Libido-Übertragung. Wir wissen, daß unser kulturelles Ich durch Reduzierung auf die eigene Person entstanden ist. Früher war es nicht mit den Grenzen unseres Körpers zu Ende, sondern die Mutter, die Tribus, alles Lebendige, schließlich alle Gegenstände, das Universum waren magisch mit dem Ich in Eins verschmolzen. Wollten wir demgemäß genetisch urteilen, müßten wir sagen: die Hysterika hat ihr Ich nicht reduziert. Wir bedienen uns in der Psychoanalyse einer an-

deren Anschauungsform, gehen vom Individuum aus, wie es uns heute in der Kulturwelt als Phänomen gegeben ist und sagen lieber: die Hysterika breitet ihr Ich durch Übertragung aus.

Zunächst überträgt die Hysterika ihr Ich auf den eigenen Körper und läßt ihn mitsprechen in jener eigentümlichen Organsprache, die Freud Konversion genannt hat. Die Konversion in Form von Dysmenorrhöe, von Erröten, von Tic und Impotenz interessiert vielleicht vornehmlich den Arzt. Aber die Entwicklung des Menschen zur Schönheit und die geheimnisvolle Hysterie der Schönheit muß den Anthropologen interessieren. Die Kraft und Mystik der Schönheit ist identisch mit dem Geheimnis der Konversion. Geistiges ist hier körperlich geworden, und die Wirkung ist gleichwohl geistig geblieben. Jene weiblichen Schönheiten, die in der Weltgeschichte berühmt geworden sind, meistens zerstörende Schöne wie Cleopatra oder Lucretia Borgia und zerstörende Schönheiten der Weltliteratur wie Helena, Salome, Manon Lescaut, Zolas Nana — zeigen hysterischen Charakter. Für die Hysterika gibt es das Körper-Seele-Problem nicht. Sie fühlt, daß Körper und Seele eins sind, und braucht keinen Spinoza, um das zu entdecken. Deshalb kann sie erhabene und durchgeistigte Schönheit bieten, nicht nur körperlich, sondern auch künstlerisch, wenn man nur auf Verlässlichkeit verzichtet.

Körper und Seele sind für den Primärvorgang eins. Die Grenzen, welche der Sekundärvorgang aufstellt, sind nicht absolut, weder die zwischen Ich und Außenwelt noch die zwischen recht und unrecht, wahr und falsch, Schmerz und Genuß, Furcht und Wunsch, Zuneigung und Abneigung, Entzücken und Ekel, Lebenslust und Selbstmord. Im Zustand der Ekstase oder des Rausches sind alle diese Grenzen verwischt. Man könnte den hysterischen Charakter auch den ekstatischen nennen. Zwar ist er trunken ohne Wein, aber er ergibt sich gerne und schrankenlos dem Alkohol und allen anderen Rauschgiften. Hysterie stellt das Hauptkontingent zu Morphinismus und anderen Süchten. In den Alkaloiden, die körperlich sind und in winziger Menge großartige geistige Veränderungen herbeiführen, haben wir die Gegenkonversion vor uns: die Umwandlung von körperlichen Substanzen und Wirkungen in Ideen, Phantasien, Entschlüsse, Emotionen aller Art. Wer weiß, ob der Mechanismus der hysterischen

Konversion, von dessen eigentlicher Wirksamkeit wir nichts wissen, nicht dieser eigentümlichen Wirkung der Gifte in der Natur verwandt ist. Wie dem immer sei, Hysterische begreifen schnell, daß die künstliche Berausung den natürlichen Rausch ihres Charakters unterstützt. Ärzte wissen manchmal nicht recht, ob sie einem Patienten, der Schmerzen hat, Serien von Morphiumspritzen geben dürfen, ob da und wie groß die Gefahr der Gewöhnung ist. Diese Frage beantwortet sich nach dem Charakter des Patienten. Der hysterische Charakter ist in größerer Gefahr als der Zwangscharakter. Ein musterhafter Buchhalter, Kassierer, Bibliothekar, ein System-Philosoph, ein experimenteller Psycholog, ein Sammler — solche Charaktere werden nicht so leicht dem Morphinismus verfallen. Sie sind ordentliche Menschen, und wenn ihnen der Arzt sagt, daß sie das Rauchen aufgeben sollen, so werfen sie die Zigarette weg, die sie im Munde haben und zünden keine mehr an. Hingegen ist die Hysterika zu unordentlich, um irgend etwas aufzugeben, was Genuß und Ekstase gewährt. Das Volstead-Gesetz in Amerika ist sicherlich nicht das Ergebnis hysterischer Charaktere. Hier war Zwang am Werke, und die Auswirkung der Prohibition zeigt, daß der Zwang nicht immer zu befriedigenden Resultaten führt.

\*

Der Zwangscharakter denkt alles zu Ende. Das Instrument des menschlichen Verstands ist aber nicht geeignet, irgend einen Gedanken zu Ende zu denken. Somit ist das Endresultat des Zwangsgrüblers immer wieder Zweifel und Zerfall des errichteten Gedankengebäudes. Sein Denken führt immer wieder zu Fehlschlüssen, fehlerhaften Zirkeln, Irrtümern und falschen Resultaten, wie die Faktoren Null und Unendlich in mathematischen Scherzproblemen. Eine gewisse Borniertheit haftet diesen Systemdenkern an. Auch die Hysterika hat ihre Borniertheit: sie will den Unterschied zwischen Realität und Phantasie nicht sehen. Diese Borniertheit trägt ganz anderen, nämlich ekstatischen Charakter. Nehmen wir einmal an, Napoleon sei ein Hysteriker gewesen. Der preußische General Blücher, sein Gegner und schließlich Überwinder, ein Zwangscharakter vom Scheitel bis zur Sohle, sagte von Napoleon: „Laßt ihn laufen! Im Grunde ist er nur ein dummer Kerl!“ Hier

haben wir den Gegensatz. Welche Borniertheit, die Größe eines Napoleon nicht zu sehen. Der Sohn Napoleons, genannt Herzog von Reichstadt, soll einmal seinen Großvater, den Kaiser Franz von Österreich über Napoleon gefragt und folgende Antwort erhalten haben: „Dein Vater war ein Mann, der niemanden in Ruhe lassen wollte. Deshalb haben wir ihn einsperren müssen.“ Wiederum eine bornierte Äußerung. Jedoch besteht kein Zweifel, daß Blüchers Wort auch ein Stück Wahrheit enthält und ebenso das des armseligen Tyrannen Franz. In der hysterischen Aktivität liegt ein Stück Borniertheit. In ihr liegt ja auch ein Stück Zwang. Die Hysterie ist im Grunde nicht schöpferisch, weil ihr Zustand sie zwingt, immer schöpferisch zu sein — und das ist borniert. Der Zwangsmensch ist borniert, weil er keine Genialität besitzt. Der Hysterische ist borniert, weil er keine Disziplin besitzt. Ein altes Wort sagt: das Genie ist der Fleiß. Ich glaube nicht, daß dieses Wort die Wahrheit trifft. Genie ohne Fleiß bringt es nicht zur Vollendung und Fleiß ohne Genie nützt auch nicht viel. Ich weiß, daß ich damit eine triviale Wahrheit ausspreche, aber sie gehört in den Zusammenhang. Die Tragödie des Genies ist seine hysterische Ausartung. Es hat viele Genies dieser Art gegeben. Kraftgenies, Stürmer, Dränger, als Halbgötter geboren, als Unvollendete gestorben, umgeben und überholt von mittelmäßigen Talenten, die unentwegt gearbeitet haben, bis der Primärvorgang sich des fleißigen Arbeiters erbarmte und etwas aus ihm machte.

Der Hysterische ist fast immer unbrauchbar, aber man muß ihn lieb haben. Der Zwangsmensch ist vielfach brauchbar; Freuds anale Trias: reinlich, sparsam, pedantisch ist unbedingt staaterhaltend. In Kleinigkeiten pedantisch zu sein ist nicht jedermann gegeben. Aber ein Lehrer soll in Kleinigkeiten pedantisch sein, damit die Buben und die Mädels gut schreiben und Klavier spielen lernen. Ich hatte einen Klavierlehrer, der es mir nicht durchgehen lassen wollte, daß ich eine Note ausließ oder wie er sagte — unter das Klavier fallen ließ. Wenn das geschah, dann sagte er mir nicht etwa, daß und was ich übersprungen hatte, sondern er ließ mich das Musikstück von Anfang an wiederholen. Wenn ich an der nämlichen Stelle angelangt den nämlichen Fehler machte, dann ließ er mich von neuem beginnen und dabei zählte er triumphierend: wir wiederholen jetzt zum fünften, zum siebenten, zum

neunten Male! Es war ein trotziger Kampf, und das Resultat dieser Methode ist, daß ich heute nicht Klavier spielen kann. Hier war die gesunde Pedanterie eines guten Lehrers in sadistischen Starrsinn ausgeartet.

Ein Statistiker muß pedantisch sein. Er sollte aber auch Schöpferkraft besitzen, damit er erkenne, in welcher Richtung er seine Zahlen zu ordnen habe, welche Faktoren er mit einbegreifen müsse und wie sie zu beurteilen seien. Im Wesen der Statistik als Wissenschaft liegt ein prinzipieller Fehler. Um ein guter Statistiker zu werden, muß man ein Zwangscharakter sein. Ein anderer als ein solcher wird sich kaum zu dem Thema hingezogen fühlen. Somit wird es um die Schöpferkraft schlecht bestellt sein und deshalb steht es nicht sehr gut um diese Wissenschaft. Der Volksmund sagt, mit Statistik könne man schließlich alles beweisen und ein böser Mensch hat das Witzwort geprägt, es gebe zwei Arten von Lügen: gewöhnliche Lügen und statistische. Das ist eine unverdiente Kennzeichnung von Menschen, die ordentlich und gewissenhaft ihr Tagewerk ausüben, wie sie's verstehen.

Die Wissenschaft braucht Zwangscharaktere, sonst verliert sie den Boden, auf dem sie ruht: die Sicherheit des Beweises. Ein Mathematiker soll nach der Aufführung von Beethovens Eroika gerufen haben: „Was beweist das?“ Ein Zwangscharakter! Die Größe eines Gelehrten zeigt sich aber darin, daß er die Grenzen der Wissenschaft kennt, das Unbeweisbare, Nicht-zu-beweisende. Der Professor, den außer seinem Fache nichts interessiert, ist nicht nur eine Figur unserer Witzblätter, er ist auch eine unliebenswürdige, für seine Mitmenschen ungemütliche Erscheinung. Er ist oft ein schlechter Kerl, dem Ordnung über alles geht. Schopenhauer, der wohlhabend war, schrieb seiner Schwester, die etwas Geld bei ihm borgen wollte, einen harten, abweisenden Brief: er könne keinen Heller hergeben, weil er als Gelehrter immer in geordneten Verhältnissen leben müsse, um arbeiten zu können. Zwangscharaktere werden das gut heißen, hysterische nicht. Es ist wie in der alten Fabel Lafontaines: die Grille und die Ameise. Man läßt die Kinder in der Schule diese Fabel auswendig lernen, damit sie erkennen, daß man fleißig und sparsam sein müsse wie die Ameise und nicht sorglos und flatterhaft wie die singende Grille. Aber Kinder sind regelmäßig mit ihrem Herzen auf Seiten der Grille. Sie verstehen die

Grille besser als das Du-mußt-Prinzip der Ameise. — Als im Jahre 1848 auch in Frankfurt Revolution war, kam eine Offizierspatrouille in Schopenhauers Wohnung, um auf die Rebellen hinter den Barrikaden zu schießen. Schopenhauer brachte seinen Feldstecher, damit der Offizier die „Kanailen“ besser sehen könne. Er war nicht gegen eine Änderung der sozialen Verteilung, er war gegen die „Störer der Ordnung erbittert, die seine tägliche Routine störten. Als ich einem Gelehrten, dessen Gutherzigkeit und Hochachtung vor menschlichen Existenzen allgemein bekannt war, diese Geschichte erzählte, sagte er: „Das kann ich verstehen. Ordnung muß sein.“ Der Zwangscharakter des Gelehrten trug den Sieg über seine Gutherzigkeit davon.

Gutherzigkeit gehört zur Hysterie. Aber was nützt die hysterische Gutherzigkeit, die so unverlässlich ist? Die Wohltätigkeit des Zwangscharakters ist verlässlich. Sie füllt die Welt mit Spitälern, Waisenhäusern, Asylen aller Art, Stiftungen, Schulen. Freilich sind die Kinder in den Waisenhäusern und die Witwen in den Asylen oft zu Waisen und Witwen geworden, weil gewisse sadistische Instinkte des reichen Wohltäters die Väter und Gatten frühzeitig ins Grab gebracht haben. Aber wenn diese sadistischen Instinkte nun einmal da sind und die Welt mit Zerstörung erfüllen, so ist es immerhin besser, daß reaktive Charaktere ihren Sadismus in Menschenliebe umwandeln können und wenigstens zum Teile wieder gut machen, was sie verbrochen haben. Es scheint uns Psychoanalytikern (Freud, Ges. Schr. Bd. VI., S. 320 ff.), als wäre der soziale Sinn gerade dort, wo er seine reichsten Früchte zeigt, durch Verwandlung aus einem antisozialen Sinne entstanden. Unter dem Drucke des Über-Ichs verwandeln sich Haß, Neid, Schmutz und Egoismus aller Art in sozial hochwertige Eigenschaften. Ich glaube nicht, daß diese Feststellung den Wert hoher Vollendung herabsetzt. Im Gegenteil! Wenn die Vollendung durch harte Arbeit entstanden ist, dann muß man sie umso höher schätzen.

\*

Der Gegensatz zwischen dem hysterischen und dem Zwangscharakter zeigt sich auch im Leben von Völkern. Wegen der größeren Dimensionen, die wir in der Völkerkunde und Weltgeschichte vor uns haben, zeigen sich die Unterschiede hier noch deutlicher als

beim einzelnen Individuum. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß der Südländer mehr zum hysterischen, der Nordländer mehr zum Zwangstyp gehört. Wie Nietzsche hervorhebt, verzeihen wir eine Schurkentat einem Italiener leichter als einem Engländer oder einem Schweden. Der Engländer ist moralischer als der Südländer, weil er moralischer sein muß. Der Südländer erlaubt sich allerlei Seitensprünge, weil sein Über-Ich ihm das gestattet, und man muß ihn nehmen, wie er ist, man kann ihn gern haben, auch wenn er ein Lump ist. Kant sagt, selbst der Verbrecher habe seinen „kategorischen Imperativ“ (die Psychoanalyse würde sagen: sein Über-Ich), und wenn er auch dagegen verstoße, so wisse er doch genau, daß er Unrecht getan habe. Das gilt aber nur für die Welt, die dieser preußische Professor in Königsberg um sich sah. Es ist vielleicht kein Zufall, daß Lombroso im Süden seinen „uomo delinquente“ fand, den Mann ohne Schuldgefühl, d. i. ohne Über-Ich. Man kann nicht sagen, daß die Hysterika kein Schuldgefühl hätte. Aber es ist nicht von Bestand, schwimmt davon mit allem anderen hysterischen Gut wie eine Photographie, die gut entwickelt, aber nicht fixiert ist.

Das Problem der Lüge zeigt in seinen verschiedenen Schichten vielleicht am deutlichsten den Gegensatz zwischen Primär- und Sekundärvorgang. Man kennt die hysterische Lügenhaftigkeit. Der Vorwurf, der im Worte Lüge steckt, ist nicht gerechtfertigt, soweit Hysterie im Spiele ist. Denn für den Primärvorgang gibt es keine Wahrheit, keinen Zweifel, keinen Gegensatz. Phantasie und Wirklichkeit sind in eins verschmolzen und also gibt es auch keine Lüge. Die Hysterika gehört nur scheinbar dem Reich der Wirklichkeit an. Es ist unsere Schuld, nicht ihre, wenn wir sie ernst nehmen, und sie weiß nicht, was wir von ihr wollen, wenn wir sie hart anpacken und lügenhaft heißen. Hingegen weiß der Zwangscharakter sehr genau, was Wahrheit ist und was Lüge, und verzeiht Lüge weder sich selbst noch anderen. Im Geschäftsleben und auch im Leben der Wissenschaft, wo es auf Wahrheit und Zuverlässigkeit ankommt, ist der hysterische Charakter nicht an seinem Platz. Im Reiche des Glaubens, der Schönheit, des Traumes kommt es auf die Feststellung der Wahrhaftigkeit so wenig an, daß die Bewertung der Lüge oftmals in das Gegenteil verkehrt werden muß: die Hysterika ist nicht sie selbst, ist affektiert,



wenn sie die sachliche und verlässliche Person spielt. Die lügenhafte Hysterika lügt nicht, sondern sie phantasiert. Wenn sie aber einmal mit Emphase die Wahrheit spricht, dann gefällt es ihr gerade, die Wahrheit zu phantasieren.

Die Lügenhaftigkeit, welche „Pseudologia phantastica“ genannt wurde, enthält ein gutes Stück Zwang. Die Lügen fallen zwanghaft, gegen seinen Willen, aus dem Pseudologen heraus. Wir haben schon bemerkt, daß es kaum eine Hysterika ohne Zwangssymptome gibt. Pseudologia phantastica ist ein Beispiel von ausgiebiger gegenseitiger Durchdringung von Hysterie und Zwang. Ursprünglich hat die Pseudologie mit der vernünftigen Zwecklüge nichts gemein. Sie ist reines Spiel und Konfusion. Indem man diese Unglücklichen, die meistens von lebenswürdiger Natur sind, mit dem immer wiederholten Rufe verfolgt: du lügst, du lügst! zwingt man sie freilich zu einem unentwirrbaren Knäuel von Zwecklügen und prälogischen Lügen, an dem sie zugrunde gehen können. Ein achtzehnjähriges Mädchen wird zu mir gebracht, weil sie kein wahres Wort spricht, so daß man es zu Hause mit ihr nicht aushalten kann. Ich frage sie als Arzt um dies und das. Sie antwortet, daß sie verstopft sei, an jedem Abend Mutterblättertée trinke, im vorigen Jahr wegen Blinddarmentzündung operiert worden sei. Alles ist gelogen. Sie ist nicht verstopft, hat im Leben niemals Mutterblättertée gesehen und ist auch nicht operiert worden. — „Sie haben ja gar keine Operationsnarbe.“ — „Ich war in Paris, dort gibt es einen Arzt, der kann Operationsnarben wegmassieren.“ — Das ist natürlich wieder gelogen. Wie aber sieht des Mädchens Wahrheit aus? „Ich werde nicht heiraten. Was hat man davon, wenn man heiratet? Jetzt bin ich frei, kann machen, was ich will. Verheiratet kann ich in der Küche stehen, muß mich von einem mürrischen Mann beschimpfen lassen und habe noch weniger Geld als jetzt.“ Das und vieles andere dazu erzählt das Mädchen mit geläufiger Zunge. Sie gibt wie ein Phonograph wieder, was andere und lebensstüchtige Mädchen im Bureau, wo sie angestellt ist, gesagt haben. Sie identifiziert sich mit diesen Mädchen, und ich nenne gerade das gelogen. Sie tut altklug, als ob sie vom Leben was verstünde, als ob sie es ernst nähme. Die Wahrheit steckt in ihrer Phantasie, den Tagträumen, deren keusche Schönheit preiszugeben sie keineswegs imstande ist. Die Wirk-

lichkeit ist ihr gleichgültig wie jedem Kinde. Mehr als das: sie entwertet die Wirklichkeit, indem sie Wahr und Falsch durcheinanderwirft. Sie hält sich an die „Allmacht ihrer Gedanken“ (Freud), aus Unwahren, einfach dadurch, daß sie es denkt und ausspricht, Wirklichkeit zu machen.

In der asiatischen Türkei lernten wir während des Krieges eine merkwürdige Lügenhaftigkeit des anatolischen Bauern kennen. Man fragte den Eingeborenen: „Sind wir hier richtig nach Güle-Bogas?“ — er macht eine bejahende Kopfbewegung. — „Ist die Straße gut fahrbar?“ — „Sehr gut.“ — „Ist es noch weit?“ — „Höchstens eine Viertelstunde.“ In Wirklichkeit befanden wir uns vielleicht in der entgegengesetzten Richtung, viele Stunden weit von dem angegebenen Orte, und die Straße verlor sich überdies in einen Sumpf. Als wir uns über die falsche Auskunft — man erlebte das immer wieder — genügend geärgert hatten, begannen wir darüber nachzudenken, und unsere Logiker brachten mehrere Erklärungen. Die erste, daß wir als Ungläubige dem Türken verhaßt seien und daß er uns schädigen wolle. Die zweite, daß er uns möglichst schnell los werden wolle und deshalb alle unsere Fragen mit ja beantworte. Die dritte, daß er uns mit erwünschten Auskünften Freude bereite, deren Ausdruck er miterlebe, während er nicht mehr da ist, wenn der Verdruß und die Enttäuschung dran kämen. Alle diese Erklärungen enthalten Logik und unterstellen sie dem Gehaben der Eingeborenen. Der ist aber prälogisch. Wenn Allah will, dann liegt Güle-Bogas gleichzeitig vor und hinter uns, dann ist die schlechte Straße gut, und tausend Meilen sind wie eine Elle. Wir waren dem Türken immer unbegreiflich mit unserer hastenden Zielstrebigkeit. Das Märchen ist ihm wichtiger als die Realität, und daß er uns belogen habe, wäre ein Vorwurf, den er nicht begriffe. Wenn wir ihn dafür aufhängten, würde er mit dem Gefühle sterben, das wir Fatalismus nennen, das aber in Wahrheit Gleichgültigkeit gegen die Realität bedeutet; was wäre denn das für ein besonderer Unterschied zwischen Leben und Sterben?

Primitive Völker sterben meistens aus, wenn sie mit der Zivilisation zusammenstoßen. Man sagt, wir hätten ihnen den Branntwein, den Tuberkelbazillus und andere Gifte gebracht, die sie nicht vertragen. Wir bringen ihnen aber auch unseren Sekundärvorgang, den sie nicht

vertragen. Sie sagen dann, unsere Magie sei nicht die ihre und sie könnten unsere Medizinmänner nicht begreifen. Der Zusammenprall zweier grundverschiedener Magien wäre besser verständlich, wenn unsere Berichte über primitive Völker nicht von Missionaren und anderen Beobachtern überliefert wären, die mit Wertungen wie Wahrheit und Lüge, Eigentum und Diebstahl so arbeiten, als wären sie absolute Begriffe, die man überall gleich anwenden könne.

Wir können das langsame Hineinwachsen unserer Kinder in den Sekundärvorgang beobachten. Ursprünglich benehmen sich unsere Kinder wie die Primitiven. Die Mutter des dreijährigen Erich war verweist und rief von auswärts an. Als der Knabe an den Fernsprecher gebracht wurde, damit die Mutter sein Stimmchen höre, rief Erich in den Apparat: „Gerade war das Fräulein Grete Pichler hier!“ Das war nicht wahr. Er hatte diese junge Dame vor mehreren Wochen einmal auf der Straße getroffen. Seine Eltern kannten diese Grete Pichler nur sehr flüchtig. Warum der Name dem Jungen im Ohre haften blieb, ist unerfindlich. Dem Knaben wurde im ernsten Tone gesagt: „Du hast die Mutter angelogen. Weißt du nicht, daß man nicht lügen darf?“ — Der Knabe versteht nicht, was man von ihm will. Die Kinder werden erst durch die ununterbrochenen Vorhaltungen langsam darauf gebracht, daß es Wertungen wie unmoralisch, Grausamkeit, Feigheit, Schlechtigkeit aller Art überhaupt gibt. Erich hatte nicht gelogen, wengleich das mit dem Fräulein Pichler logisch nicht stimmte. Zunächst war die Absicht erfüllt, daß die Mutter ihr Kind sprechen hören sollte. Es war allen Beteiligten gleichgültig, was Erich in das Telephon rief, wenn er nur rief. Und da sollte es gerade dem Kinde wichtig sein? Dem Kinde, das an seiner Mutter partizipiert und nur eines beliebigen Jubelrufs bedarf, um sich mit der Entfernten zu vereinen? Wenn der dreijährige Erich sich mit einem unartikulierten Jauchzen nicht mehr begnügt, sondern ganze, scheinbar sinnhafte Sätze spricht, so ist die gebildete Sprache daran schuld. Die dürre Logik dieser Sprache: gerade und krumm, wahr oder unwahr, gut und böse ist für das Kind noch ziemlich gleichgültig. In Augenblicken, die nur etwas erhöht sind, ohne daß man schon von Ekstase sprechen könnte, wird dem Kinde die Sprache zur prälogischen Gefühlsvermittlung. Die Erwachsenen sagen dann, das Kind habe gelogen.

Um lügen zu können, muß man den Gesetzen der Logik unterworfen sein. Für die Logik gibt es nur eine Wahrheit. Eine Zahl ist entweder grad oder ungrad. Niemals ist eine Zahl grad und ungrad zugleich. So ist auch ein Ausspruch entweder gelogen oder gewahrt. Für das prälogische Denken des Kindes besteht — länger als die meisten Erzieher meinen — der Unterschied zwischen Lüge und Wahrheit noch nicht. Das Kind steht in blumigem Garten noch vor dem Eingang in das dürre Feld der Logik, wie Pilatus am Ausgang steht und die skeptische Frage stellt: Was ist Wahrheit? Warum sollte ein Ausspruch unwahr sein, weil er nicht wahr ist? Ein vierjähriger Knabe erzählt: „Gestern bin ich ganz allein in den Zirkus gegangen, habe mir eine Karte gekauft und die ganze Vorstellung angeschaut. Die Löwen haben so gebrüllt!“ Ich frage: „Ist das aber auch wahr?“ Der Knabe sagt: „Nein.“ Jedermann sieht, daß dieses Kind gelogen? nein, daß es gedichtet hat. Man müßte den Kindern verbieten zu spielen, zu phantasieren, Märchen gerne zu hören, man müßte den Menschen verbieten zu dichten und zu lieben, wenn man solche Lügen ausrotten wollte. Sehr hold nenne ich solches Lügen. Sagt nicht der Liebende zur Geliebten, sie sei das schönste, edelste, wertvollste Geschöpf unter der Sonne? Und das ist gewiß nicht wahr. Die Klugen machen den Unterschied zwischen der bewußten (subjektiven) und der unwissentlichen (objektiven) Lüge. Sehr wichtig wird dieser Unterschied bei Zeugenaussagen, bei Feststellungen von Gelehrten und im praktischen Verkehre des Marktlebens. Sehr unwichtig und ohne scharfe Grenze ist er bei prälogischen Geschöpfen. Hat der Knabe mit dem Zirkus bewußt (subjektiv) oder unwissentlich (objektiv) gelogen? Die Antwort kann nur lauten, daß dieser Unterschied kaum in Betracht kommt.

Die Psychoanalyse nähert sich den psychischen Problemen von der pathologischen Seite. Dadurch gerät sie in Gefahr, ein verzerrtes Weltbild zu liefern. Schon das Wort „hysterischer“ Charakter beinhaltet ein herabsetzendes Moment. Aber moderne wissenschaftliche Bezeichnungen wie zyklorder oder syntonischer Charakter, die ungefähr das Nämliche meinen, haben sich nicht durchgesetzt. Nietzsches Unterscheidung in dionysisch und apollinisch, die sich nahezu vollkommen mit der Unterscheidung in Primärvorgang und Sekundär-

vorgang im Sinne unserer Ausführungen deckt, beseitigt den Vorwurf, der dem Worte hysterisch anhaftet. Deshalb würde ich für meinen Teil gern „dionysischer Charakter“ sagen. Jedoch sind Nietzsches Worte allzu philologisch, um sich dauernd einzubürgern. Auch wird das Wort „apollinisch“ dem Zwangscharakter nicht ganz gerecht. So sind wir gezwungen, entweder neue Worte einzuführen, wie etwa: Primärcharakter und Sekundärcharakter, die nicht gerade verführerisch klingen, oder bei den alten zu bleiben und weiter vom hysterischen Charakter zu sprechen.

Wir verdanken dem hysterischen, ewig phallisch-unphallischen Drängen alle zwecklose Schönheit, die ohne Frucht verblüht. Allzu schön zu sein, ist pathologisch, gerade so wie abschreckende Häßlichkeit, die schon lange als Degenerationskennzeichen beschrieben worden ist. Tatsächlich findet man in langsam entartenden Familien, bei denen Geisteskrankheiten, Taubstummheit, Neurosen aller Art vorkommen, gelegentlich einmal hinreißende Schönheit, manchmal von nahezu unirdischer Art, die rasch verblüht. Der Volksmund nennt diese Schönheit wegen ihrer Vergänglichkeit und auch wegen der unheimlichen Gewalt, die von ihr ausstrahlt, *beauté du diable*. Kaum eines Malers Pinsel kann die berückende sexuelle Anziehungskraft wiedergeben, die von solchen Wesen ausgeht, denn der Maler arbeitet mit einem einzigen Sinnesorgan, und der Ausdruck des Primärvorgangs als Inkarnation der Libido kann nicht einmal mit allen fünf Sinnen erfaßt und wiedergegeben werden. Er ist transzendent. Ich habe Mütter, habe Männer klagen hören: „Wo ist die Gardenia-gleiche Schönheit, wo ist die magische Vollkommenheit meiner Tochter, meiner Geliebten hingekommen?“ Ich habe dann diese Geschöpfe selbst gesehen, leere Hülsen nach dem Feuerwerk, Gefäße, denen man nicht mehr ansieht, welche dämonische Kostbarkeit sie geborgen haben. Die strahlende, alles vor sich niederwerfende Schönheit steht auf schmalem Grunde. Auf der einen Seite wird sie von hausbackener Alltäglichkeit ohne Erinnerung abgelöst, auf der anderen mündet sie tragisch und ebenfalls erinnerungslos in die Psychose und verwandelt sich dann schnell in die desexualisierte, ausdruckslose Häßlichkeit des umnachteten Geistes.

Auch Nationen haben ihre Momente der Schönheit und der

Kraftentfaltung. Alles kommt darauf an, ob solche Nationen in ihrer großen Zeit einen großen Führer finden, der die Zwecklosigkeit des Primärvorganges phallisch bändigt. Je geordneter und zwangsläufiger das Leben einer Nation verläuft, desto weniger können wir erwarten, hysterische Aufwallungen bei ihr zu finden. Sie sind der Berauschung durch großartige Schlagworte wie Gleichheit! Freiheit! Brüderlichkeit! oder Glorie und Vaterland! oder Faschismus oder Bolschewismus nicht leicht zugänglich. Wir sehen von Zeit zu Zeit in der Weltgeschichte große Massen von Ost nach West oder von West nach Ost strömen. Von diesen Wanderungen beschreibt der Geschichtsschreiber die einen mit Wohlgefallen, die anderen mit deutlicher Abneigung, und manche beschreibt er gar nicht. Die materialistische Geschichtsauffassung sieht überall ökonomische Ursachen für solche Wanderungen: neue Weideplätze, neuer Ackergrund oder die Anziehungskraft eines brauchbaren Metalles wie Bronze, Eisen oder Gold. Die individualistische Geschichtsschreibung ihrerseits verkörpert die Hunnenwanderung in Attila, die arabischen Züge in Mohamet, die Mongolenhorden in Dschengis Khan und seinen Nachfolgern. Sie sieht fast nur die bewegenden Führer von Alexander dem Großen bis zu Napoleon. Die Psychoanalyse sieht Eruptionen der im Es gestauten Instinkte. Diese Instinkte lieferten das Material zur Erhebung der französischen Nation in ihrer großen Revolution, und Hunger ist freilich einer der mächtigsten Instinkte. Es gibt aber viele bettelarme Nationen, die hungern und gleichwohl niemals revoltieren. Der Hunger allein kann es nicht machen. Auch die vernünftige Überlegung oder die Führer sind es nicht, die Revolutionen erzeugen. Im Gegenteil! Ein altes Wort sagt: im voraus angesagte Revolutionen finden niemals statt. Eine Nation muß hysterifiziert werden, um aufzuwallen. Der Primärvorgang muß sich vom Sekundärvorgang lösen und selbständig werden: dann reicht er vom Himmel bis zur Hölle. Goethe, ein apollinischer Geist, wollte die französische Revolution nicht begreifen. Er nannte sie abgeschmackt und verwendete das nämliche Wort für die Ermordung Julius Caesars. Goethe hatte keine Toleranz für hysterische Ausbrüche, die nicht genügend mit Sekundärvorgang (Rationalisierung) bekleidet sind. Hingegen zeigte Goethe Verehrung für und Genußtuung über die Gestalt Napoleons, der die Wogen der

Revolution gebändigt und scheinbar in reguliertes Flußbett geleitet hatte. „Schüttelt nur an euren Ketten,“ sagte Goethe noch 1813, „der Mann ist euch zu groß. Ihr werdet sie nicht zerbrechen.“ Er hielt ihn für einen Mann der Ordnung, der die entfesselten Fluten der Revolution gebändigt hatte. Und doch war Napoleon mindestens zur Hälfte ein Hysterikus, ein Tagträumer, dessen gelegentliche Dämmerzustände bis an die Grenze der Epilepsie führten. Sein Leben ist ein Mythos, der auf der Insel Korsika beginnt und auf der Insel St. Helena endet. Niemals kann das Leben eines Zwangsmenschen ein Mythos werden. An Pünktlichkeit, unerschütterlicher Pflichterfüllung, unerbittlicher Gerechtigkeit und den anderen Zwangsvorzügen kann die Phantasie des Volkes sich nicht entzünden. Hingegen sehr gut an Eigenschaften wie Grausamkeit, Rachsucht, Unberechenbarkeit, Schauspielkunst und Zynismus.

Man wird bei nordischen Völkern, zu denen mindestens ein Teil des Deutschtums auch gehört, vergeblich nach Ausbrüchen und deren Führern suchen, die sich mit asiatischen oder lateinischen Bewegungen vergleichen lassen, die Figuren Cromwell und Gustav Adolf etwa ausgenommen. Asien hat uns — aus Verzückungen geboren — alle Religionen geschenkt, die noch heute in der Kulturwelt Geltung haben. Italien verdanken wir die Renaissance der Künste. Den nordischen Völkern verdanken wir den Protestantismus und Puritanismus, die rückwirkend auch die katholische Kirche verändert haben. Auch der wichtigste Teil der modernen Naturwissenschaften geht auf nordische Köpfe zurück. Wir wollen uns dem Reigen voreingenommener Rassenforscher nicht anschließen, die zwischen schöpferischen und unerschöpferischen Nationen unterscheiden. Soviel man sehen kann, sind alle Nationen schöpferisch. Es sieht aber doch so aus, als erschüfen die einen eher aus dem Nichts, das ist aus dem Primärvorgang und als ob die anderen Nationen ihrerseits imstande wären, das Geschaffene festzuhalten, zu verbessern und brauchbar zu machen oder das von anderen Geschaffene (z. B. den Katholizismus) reaktiv abzulehnen und durch etwas Anderes zu ersetzen.

# Das Zwiegeschlecht des Menschen

Von

Georg Groddeck

Bei der Beschäftigung mit dem Unbewußten offenbaren sich dem Menschen bald zwei Urphänomene des Menschlichen, sein Kindsein und seine Zwiegeschlechtigkeit. Die psychoanalytische Forschung hat sich zunächst unter dem Druck der Notwendigkeiten unsrer Zeit der Tatsache zugewendet, daß der Mensch sein Leben lang Kind bleibt, die Zwiegeschlechtigkeit des Menschen hat, so bekannt sie auch jedem ist, nicht in dem Maße die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, wie es erwünscht ist. Das ist um so merkwürdiger, als man in den schriftlichen und mündlichen Mitteilungen der psychoanalytischen Wissenschaft überall nachweisen kann, wie hinter den Schleiern der Gedankenfolgen das Zwiegeschlechtige des Forschers immer vorhanden ist und wirkt. Aber wie von etwas Furchtbarem wendet man sich von dem Menschlichen, das nicht anders als in der Form des Weibmännlichen oder Mannweiblichen existiert, ab, um sich mit Mann und Weib zu beschäftigen. Die Unterscheidung Mann und Weib hat aber nur in besonderen Verhältnissen Berechtigung. Man kann, um durch Übertreibung zu verdeutlichen, was unter besonderen Verhältnissen gemeint ist, darauf hinweisen, daß man auch zwischen krummen und geraden Beinen unterscheidet, daß aber auch das krummste Bein ein Bein ist; so ist auch der männlichste Mann oder das weiblichste Weib ein Mensch, ein männlich-weibliches Wesen, zwiegeschlechtig.

Mit der Feststellung, daß das Urphänomen der Zwiegeschlechtigkeit vernachlässigt zu sein scheint, soll nicht gesagt sein, daß es nicht eine bedeutende Rolle in der analytischen Lehre spiele, nur wird es nicht als Urphänomen, als Brennpunkt jeder Lebensbetrachtung und Lebensäußerung gewürdigt. Gewiß spricht man schon längst von der Bisexualität, und die Wünsche des Weibes, als Mann geschlechtlich ausgestattet zu sein und sich als Mann geschlechtlich und anderweise zu betätigen, die Sehnsucht des Mannes, Weib zu sein, zu empfangen, schwanger zu sein, zu gebären, sind wichtige Gebiete der



Theorien und Praktiken für den Deuter unbewußten Lebens. Aber dabei bleibt man, daß der Mann ein Mann ist und das Weib ein Weib. Der seltsame Gedanke, das Weibliche gehöre eigentlich nicht zum Manne und das Männliche nicht zum Weibe, es sei möglich, ganz Mann oder ganz Weib zu sein, schleicht mit in den Gedankengängen und erweckt den Anschein, als ob es sich da um irgend etwas Ungehöriges handle, das überwunden werden könne und müsse. Die Wirklichkeit, daß es gar keinen Mann getrennt vom Weibe gibt, daß der Mensch Weibmann und Mannweib ist, wird verdrängt.

Die Weltgeschichte hat ein großartiges Beispiel solch einer Verdrängung in der Beschneidung der Juden gegeben, wobei zu bemerken ist, was so selten beachtet wird, daß Verdrängungen ebenso oft, ja wahrscheinlich sehr viel öfter nützlich wie schädlich sind, und zwar unabhängig davon, ob sie gelingen oder mißlingen; auch das läßt sich an dem Beispiel der jüdischen Beschneidung zeigen.

Die Juden haben der Beschneidung eine besondere Bedeutung gegeben, so daß sie den Juden von allen andern Menschen unterscheidet und ihm die Überzeugung gegeben hat, daß er, wenn er den Bund mit der Gottheit, dessen Gültigkeit auf der Beschneidung beruht, hält, sich jedem Nichtjuden überlegen fühlen kann; seine Gottheit, die die stärkste von allen ist, sorgt für ihn. Da die Beschneidung eine weit verbreitete Sitte ist, ohne daß die Völker sie zum Zeichen des Bündnisses mit Gott gemacht haben, muß sich für den Juden ein tiefer, ihm selbst vielleicht unbewußter Sinn mit dem Ritus der Beschneidung verbinden.

Enge Beziehungen zwischen Beschneidung und Gottheitsvorstellungen finden sich noch jetzt bei primitiven Völkern; bei ihnen ist jedoch der Beschneidung der Vorhaut häufig eine andre Zeremonie beigefügt, die Subzision, die Spaltung der unteren Seite des männlichen Gliedes. Der Sinn dieser Spaltung ist, dem Manne auch das weibliche Geschlechtszeichen zu geben, ihn auch äußerlich zum Menschen zu machen, zu einem zwiesgeschlechtigen Wesen, zu einem Weibmanne: er wird dadurch zum Ebenbilde Gottes, den der Mensch sich nie anders als zwiesgeschlechtig vorstellen kann; auch heutigen Tages könnte er es nicht, wenn ihm nicht durch ausdrückliches Verbot und durch die Kultur überhaupt versagt wäre, sich die Gottheit zu vermenschlichen.

Wie das Glied gespalten wird, um dem Manne den weiblichen Geschlechtsteil zu geben, so wird die Vorhaut fortgeschnitten, um alles Weibliche an dem Abzeichen der Männlichkeit zu beseitigen; denn die Vorhaut ist weiblich, sie ist die Scheide, in der die männliche Eichel steckt. (Die Eigenschaft der Eichel, Kind im Mutterleibe der Vorhaut zu sein, wird hier absichtlich übergangen; dagegen ist es notwendig schon hier zu betonen, daß Vorhaut und Eichel Weib und Mann in Wirklichkeit sind, nicht etwa gedachte Symbole.) — Bei den Juden liegen die Dinge anders: Wenn sie die Vorhaut abschneiden, die entsprechende Subzision des Gliedes aber unterlassen, so beseitigen sie damit die Zwiegeschlechtigkeit des Mannes, sie nehmen das Weibliche an dem Männlichen fort. Damit verzichten sie zu Gunsten der zwiegeschlechtigen Gottheit auf ihre angeborene Gottähnlichkeit; der Jude wird durch die Beschneidung Nur-Mann. Man sehe sich das Besondere des jüdischen Wesens an: es gibt kein Volk auf Erden, das so ausgeprägt männlich ist wie das jüdische. Die Verdrängung des Weiblichen ist so weit gegangen, daß sie sich sogar ihre Gottheit eingeschlechtlich männlich vorstellen würden, wenn ihnen nicht verboten wäre, sie sich vorzustellen. Mit dem Ausdruck „männlich“ ist freilich nicht das Heldenideal gemeint, das sich unter Benutzung männlicher Eitelkeit und weiblicher Liebesschnsucht trotz seiner inneren Unwahrhaftigkeit zu einer gewichtigen Macht entwickelt hat; Held ist der Mann nur in den kurzen Momenten seiner Erregung, in den Erektionszeiten seiner Physis oder Psyche, das heißt im Ausnahmezustand, der Regel nach ist er Kindmann, wobei das Kindliche bei weitem das heldisch Männliche überwiegt. Nimmt man den Mann als das, was er ist, ein an sich leitungsbedürftiges, unfreies, tausendfach vom Alltag gebundenes Wesen, das nur hie und da der Erhebung fähig ist und nur für die kurze Zeit der Erregung, dessen dauernde Kraft nicht in der Erregung, sondern in der Bindung an das Gesetzliche liegt, so kommt man zu dem Schluß, daß der Jude so weit wie irgend möglich das Weibliche verdrängt hat. Aber es ist eben nur eine Verdrängung, der Jude ist ebenso Weibmann wie jeder Andere, seine angenehme und unangenehme Eigenart ist eine Verdrängungsfolge, nicht eine Wesensverschiedenheit.

Das Jahrtausende lang geübte, von dem Gesetz ihrer Gottheit ge-

botene Verdrängen der Zwiesgeschlechtigkeit aus dem Bewußten in das Unbewußte ist eine der Ursachen, durch die das bedeutende Problem des Weiblich-Männlichen im Menschen in der Psychoanalyse und im Alltagsleben in den Hintergrund gedrängt worden ist; denn daß alle europäische Kultur von der gangbaren Sittenlehre der christlichen Konfessionen an bis zu dem täglichen Denken, Handeln und Wandeln im jüdischen Verdrängungsziel der Eingeschlechtigkeit des Mannes verwurzelt ist, liegt zu Tage. Da aber die Psychoanalyse nicht auf die Dauer an dem Urphänomen der Zwiesgeschlechtigkeit vorbeigehen kann, kann man annehmen, daß die Beschäftigung mit dem Unbewußten dem Jüdischen verhängnisvoll werden könnte. Aber die Zukunft ist und bleibt ein Buch mit sieben Siegeln.

Ist nun der Mensch wirklich und tatsächlich zwiesgeschlechtig, — und die an sich geringen Kenntnisse über Befruchtung und Entwicklung genügen, um diese uralte Annahme aller Mythen wissenschaftlich zu rechtfertigen, — so müssen alle menschlichen Lebensvorgänge irgendwie vom Zwiesgeschlechtigen beeinflusst sein; es muß sich überall und immer im Menschlichen das Zwiesgeschlecht nachweisen lassen, nicht nur in dem, was man Triebleben zu nennen pflegt oder in dem sogenannten Psychischen oder sogenannten Geistigen, sondern in jeder menschlichen Lebensform, auch in denen, die den anatomischen, physiologischen und pathologischen Disziplinen Arbeitsfeld sind.

Aufgabe dieser Betrachtungen ist lediglich, auf verdrängte Fragen hinzuweisen; selbst ein Eingehen auf die zukünftige Bedeutung, die die Lösung des verdrängten Inhalts haben würde, überschreitet die Grenzen des Themas. Wohl aber wird es notwendig, am Beispiel zu zeigen, wie etwa die Mitwirkung des Zwiesgeschlechtigen zu denken ist. Dabei muß man sich gegenwärtig halten, daß die Wirkung des Zwiesgeschlechtigen nie rein in Erscheinung tritt, sondern von anders wirkenden Kräften des Es bald mehr bald weniger bedingt und umgewandelt wird. Auch benutzt das Es zur Gestaltung des Geschehens nicht eben häufig das Unbewußte, sondern bedient sich dunkler Wege, zu denen man durch Analyse keinen Zugang hat. Da über den Einfluß des menschlichen Zwiesgeschlechts auf die psychischen Vorgänge genügend Material gesammelt ist, das nur unter den bestimmten Gesichtspunkt des Weibmännlichen gebracht werden müßte, wendet sich

die Betrachtung ohne Weiteres den Vorgängen zu, die allgemein als außerhalb der Psyche liegend aufgefaßt werden, womit nicht gesagt sein soll, daß eine solche Auffassung eine andere Berechtigung als die der Registrierung unter einem Kennwort hat.

Körperliche Eigentümlichkeiten des Weiblichen beim Manne und männliche beim Weibe sind so weit verbreitet und so alltäglich, daß es sich nicht empfiehlt darauf einzugehen. Es genügt, irgend einen beliebigen Menschen aufmerksam zu betrachten, um das Phänomen des Weibmannes oder Mannweibes sofort zu sehen, sei es an der Haut oder am Knochenbau oder der Muskulatur, der Körpergröße, der Gliedergestaltung oder sonst etwas. Dagegen ist über das Zwiesgeschlechtige der inneren Organe so gut wie nichts bekannt, ja man darf sagen, daß die Forschung noch nicht ernsthaft mit dieser Frage beschäftigt war. Die Fragen, die hier behandelt werden, liegen aber auf einem andern Gebiet; sie beziehen sich nicht auf bestimmte einzelne Personen, sie gehen darauf aus, zu erfahren, ob das Menschliche an sich, der Mensch als solcher zwiesgeschlechtig gebaut ist.

Die Psychoanalyse — und nicht nur sie, sondern das Denken der Menschen — arbeitet mit Dingen, die Symbole genannt werden: so nennt man beispielsweise den Mund ein weibliches Symbol, die Nase ein männliches. Dabei nimmt man offenbar an, daß hier auf Grund von gewissen Ähnlichkeiten bewußt Vergleichen gemacht worden sind, oder wenn man vorsichtiger ist, verlegt man diese vergleichende Tätigkeit in die Regionen des Unbewußten oder des Es; das Vergleichen bleibt aber das Wesentliche. Demgegenüber ist zu sagen, daß es sich beim Symbol nicht um eine Vergleichung handelt, sondern um die Wirklichkeit. Der Mund ist wirklich — nicht tatsächlich, sondern „wirklich“, diese beiden Wörter meinen etwas Verschiedenes, fast Entgegengesetztes — der Mund ist wirklich geschlechtsweiblich, wenigstens in seiner Form der Ruhe, wird aber seine Zwiesgeschlechtigkeit sofort offenbaren, wenn er zum Sprechen gebraucht wird, zeigt sie immer beim Atmen; die Nase dagegen ist der Form nach in Wirklichkeit ein Männliches, wenn auch die Nasenlöcher und das Riechen das Weibliche gleichzeitig zur Anschauung bringen. Eine Bestätigung findet diese wirkliche Zwiesgeschlechtigkeit in dem Gegensatz der französischen und deutschen Sprache, wie sich denn in der Sprache

Manches kundtut, was gegen unsern verlehrten Verstand geht: *la bouche* — der Mund, *le nez* — die Nase. Die obere Gesichtshälfte ist Mann, die untere Weib; man kann nicht dabei stehen bleiben, daß sie Mann und Weib bedeuten, sie sind wirklich Mann und Weib, wobei das Wort „wirklich“ als „fähig zu wirken“ aufzufassen ist.

Einzelne Organe wie das Ohr machen zunächst den Eindruck, als ob sie Weib und nur Weib seien, aber der Schall befruchtet wohl das Trommelfell, das in Verbindung mit dem Gehörgang Weib ist — in dem Mythos von der Empfängnis Mariä tritt das klar hervor — dieses Weib aber weckt sofort im Mittelohr den Hammer, den Amboß, den Steigbügel, den Mann im Ohr, und gar das innere Ohr ist schon der Schneckengestalt nach zwiegeschlechtig. Es ist eben ein Irrtum, die Sinnesorgane als empfangend zu denken, sie sind in demselben Grade Befruchter, Erzeuger. Von dem Auge zum Beispiel ist es bekannt und war es längst vor dem methodischen Studium des Unbewußten bekannt, daß es Symbol der Mutter ist; aber was die Netzhaut empfängt, wird nicht ohne Weiteres gesehen: der Nerv erzeugt erst das Bild im Gehirn, der Vorgang des Sehens ist zwiegeschlechtig. Wenn die Menschen sich über dieses Zwiesgeschlechtige des Sehens klar wären, was zum mindesten die Psychoanalytiker sein müßten, würde es nicht möglich sein, daß dem Schlechtsehenden gleich eine Brille auf die Nase gesetzt wird und er dadurch zu einem unwissentlich falschsehenden Menschen, einem Selbstbetrüger und unwissentlich Andere Betrügenden gemacht wird. Man würde begreifen, daß es sich bei den meisten Schlechtsehenden nicht um ein Nichtsehen, sondern um ein Verdrängen des Gesehenen handelt. Eines jeden Menschen Sehen ist Verdrängen; wenn das Verdrängen zu schwierig ist, läßt das Es Kurzsichtigkeit entstehen; die gibt dann ein erwünschtes Mittel ab, noch leichter zu verdrängen, als es durch den Fehler im Bau des Auges Schicksal geworden ist. Es ist eine Tatsache, daß selbst stark Kurzsichtige tausendmal besser sehen, als sie sich und uns vortäuschen.

In der ersten Sage von der Erschaffung des Menschen heißt es, daß der Mensch geschaffen wird „ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes“, der Mensch als Mann und Frau, als zwiegeschlechtlich; zur Bezeichnung Gottes ist der Plural Eloim gewählt, was sich leicht erklärt, wenn man annimmt, daß die Sage sich den Gott als zwiegeschlechtlich, als Wesen

mit beiden Geschlechtern dachte. Der Lilithsage zufolge hat auch der Mensch ursprünglich beide Geschlechter gehabt, Mann und Weib sind erst später durch den Eingriff des Gottes getrennt worden. Als zeugende Kraft des Gottes ist das Wort genannt, das Wort kann aber nur durch den Atem zu Stande kommen und der Atem Gottes wird dann auch ausdrücklich zur Erschaffung des Menschen erwähnt. Das Atmen aber ist unbedingt zwiegeschlechtig, ein Empfangen beim Einatmen, ein Geben beim Ausatmen. Das Atmen, das Zwiegeschlechtige ist Gotteseigenschaft. Der Christusmythus bestätigt das mit der Vorstellung des Pneuma Hagion, des Spiritus Sanctus, was seltsamerweise mit Heiliger Geist übersetzt worden ist. Erkennt man an, daß das Atmen zwiegeschlechtig ist, zwiegeschlechtig wirkt, so öffnet sich ein neuer Weg zur Betrachtung aller physischen, psychischen und krankhaften Vorgänge beim Menschen. Und von da ist es nur ein Schritt zu der Erkenntnis der Zwiegeschlechtigkeit des Herzens, der Nieren, der Ernährungsorgane und Ernährungsvorgänge, für Alles finden sich neue Gesichtspunkte, nicht nur für die psychischen Zusammenhänge, sondern ebenso für das Organische. Von den Zusammenhängen der Geschwulstbildungen mit der Zwiegeschlechtigkeit des Menschen ist schon in der ersten Veröffentlichung des Verfassers über die psychische Bedingtheit des Organischen die Rede gewesen. Im heutigen Zusammenhang sei erwähnt, daß die beliebteste Disziplin des Arztes, die Chirurgie, ohne die Zwiegeschlechtigkeit des Menschen nicht denkbar wäre, da der Schnitt verweiblicht, ja daß bis in die Operationen am Einzelnen sich der Einfluß des zwiegeschlechtigen Menschlichen verfolgen läßt.

Man könnte, wie schon vorher gesagt wurde, alle Lebensäußerungen des Menschen einer solchen Betrachtung auf das Zwiegeschlechtige hin unterwerfen, und irgendwann wird das auch geschehen. Hier genügt es darauf hingedeutet zu haben, und wenn damit nichts weiter erreicht wird, als daß man sich etwas sorgfältiger mit dem Begriff des Symbols auseinandersetzt und nachprüft, ob das Symbol nicht viel mehr als ein Gedankenspiel ist, nämlich die eigentliche Wirklichkeit des Lebens, so ist genug erreicht.

## Geld und Neurose

In der „Revue Française de Psychanalyse“ veröffentlicht der Genfer Psychoanalytiker Charles Odier unter dem Titel „L'argent et les Névrosés“ eine größere (etwa 140 Seiten umfassende) Studie. Der erste umfangreichere Teil der Arbeit ist der Geschichte von zwei Fällen schwerer Zwangsneurose gewidmet, die sich beide durch das Symptom intermittierenden Wanderzwangs (*fugues*) auszeichneten und in denen das Geld als vielfach determiniertes Symbol eine besondere Rolle spielte: Gehemmtsein, Geiz während der Zeiten relativer Gesundheit, Verschwendung während der „Fluchten“. Die Schlußfolgerungen und theoretischen Ergebnisse hinsichtlich der psychologischen Bedeutung des Geldes werden in dem zweiten Teil der Arbeit zusammengefaßt, dessen wichtigste Gedanken hier auszugsweise wiedergegeben seien.

Für den Psychoanalytiker — führt Odier aus — bietet sich eine Reihe besonders günstiger Gelegenheiten, die psychologische Funktion des Geldes zu studieren. Er kann bei seinen Kranken die Regungen des Unbewußten an Hand von Einfällen und Träumen verfolgen, die dem außenstehenden Beobachter verborgen bleiben müssen, und gewinnt so ein eindrucksvolles Bild von der Ambivalenz, in der die Menschen dem Gelde gegenüber verharren, zugleich auch ein Bild von der Vielfältigkeit der symbolischen Rolle, die das Geld im Seelenleben zu spielen vermag.

Ein guter Ausgangspunkt für diese Studien ist die Honorarfrage, deren Einfluß wohl durchweg in jeder Analyse zu beobachten ist. Einige Beispiele mögen beweisen, daß die Angehörigen der verschiedensten sozialen Schichten unabhängig von ihrer Vermögenslage unter diesem Einfluß stehen.

1) Eine sehr reiche Patientin von ausgezeichnetem Charakter, gutherzig, sehr freigebig gegenüber Armen und Unglücklichen, dabei ohne jede Eitelkeit hinsichtlich dieser ihrer Freigebigkeit, steht wegen gelegentlicher Anfälle von Depression und Angst in Behandlung. Sie zahlt 20 Schweizerfranken pro Stunde. Sie weiß, daß der Analytiker Violinspieler ist. Nach Übergabe der ersten Monatsrechnung bringt sie den folgenden kurzen, aber bezeichnenden Traum: „*Ich sehe Sie Violine spielen, aber in meiner Vorstellung sind Sie ein Wandermusikant.*“ In ihren Einfällen zu diesem Traum erinnert sie sich, daß sie Tags zuvor einem „blinden und armseligen“ Straßengeiger ein Almosen von 20 Sous (1 Franken) gegeben hat. Sie hat den Analytiker in ihrem Unbewußten mit dem Wandermusikanten identifiziert und anschließend den Wunsch entwickelt, ihm statt 20 Franken nur 20 Sous pro Stunde zu geben. Weitere Einfälle waren gleich wenig schmeichelhaft für den Analytiker:

„Eigentlich verdienen Sie eher ein Almosen als ein Honorar . . .“ „Sie sind kein guter Arzt (Violinspieler), sondern ein armer Teufel, der nicht viel kann (Wandermusikant)“. Dazu blind = psychologisch blind, Sie spielen völlig falsch = Sie verstehen nicht auf meinem Seeleninstrument zu spielen. Die Deutung der Identifizierung versetzte die Dame in die allergrößte Verlegenheit. Bei der ersten Besprechung hatte sie, übrigens völlig aufrichtig und in Übereinstimmung mit ihrer gewohnten vornehmen Lebenshaltung, den Satz von 20 Franken für die Stunde als zu niedrig bezeichnet und ein höheres Honorar angeboten. Und doch hatte ihr Unbewußtes, wie der Traum erwies, das Honorar als 20mal zu hoch empfunden. Es ergab sich späterhin, welcher bedeutenden Anteil diese Ambivalenz in Gelddingen an ihren neurotischen Störungen hatte; daß sie dauernd unter dem Druck dieses inneren Konflikts litt und einen guten Teil ihrer Kraft verbrauchte, um unbewußt habsüchtige Tendenzen (Penisneid) zu verdrängen.

II) Ein Großhändler, 47 Jahre, der an Zweifelsucht litt, liefert ein weiteres Beispiel. Er war lebensängstlich, unfähig, seine natürlichen Gaben zu entfalten und Autorität in seiner Umgebung zu erlangen. Er zahlte 10 Franken für die Stunde und zwar unter endlosen Entschuldigungen wegen der Geringfügigkeit dieses Honorars. Traum: „*Sie bemühen sich an einer Art von komplizierter Maschine, um eine Operation an mir vorzunehmen, so etwas wie eine Injektion . . . Die mühsame Vorbereitung soll dazu dienen, eine Flüssigkeit bis zu einem bestimmten Strich in ein Meßglas zu schütten . . . Es ist Essig. Das Gefäß soll bis zum 10. Strich gefüllt werden, aber irgend etwas geht nicht, und Sie bringen es nur bis zum 5. Strich.*“ Deutung: All Ihre Arbeit in der Analyse ist nicht mehr wert als 5 Franken pro Stunde.

Im Gegensatz zum ersten Beispiel handelt es sich hier um einen Zwangsneurotiker, der bis zum Übermaß um das Wohl seiner Umgebung besorgt ist. Es passierte ihm oft, daß er Rechnungen versehentlich doppelt bezahlte. Die Determinierung ist ähnlich wie im ersten Fall, Während sein bewußtes Ich eine Rechnung doppelt bezahlt, will das Unbewußte eigentlich nur die Hälfte bezahlen. Daher beständige Zwangszweifel und ein Strafbedürfnis, das sich in der doppelten Bezahlung befriedigt. Der Essig im Traum weist auf die narzißtische Kränkung durch den Analytiker hin.

III) Ein Arbeiter, der 2 Franken für die Stunde zahlt, träumt, daß er auf einen Berg steigt, und daß der Fußweg mit Silberstücken bedeckt ist. Er liest von dem Silber in aller Eile auf, so viel er kann, flüchtet sich aber, da ihn der Analytiker von einer höher gelegenen Stelle her beobachtet.

Hier handelt es sich nicht nur darum, weniger oder gar nichts zu zahlen, sondern sogar darum, dem Analytiker Geld wegzunehmen. Damit wird eine



Strebung des Unbewußten berührt, die genauere Beachtung verdient. Es handelt sich keineswegs etwa um das, was im gewöhnlichen Leben Habsucht genannt wird; ja man kann schon jetzt die Frage aufwerfen, ob es etwas wie Geiz und Habsucht unabhängig von jedem inneren Konflikt und von materiellen Lebensschwierigkeiten überhaupt gibt. Die weiteren Ausführungen werden zeigen, daß die Frage zu verneinen ist.

IV) Als letztes Beispiel möge der Fall eines Junggesellen von 35 Jahren dienen, der beweisen mag, bis zu welchem Grade bei einem wohlherzogenen und begüterten Menschen die habsüchtigen Wünsche sich entwickeln können. Mögen sie bei einem kranken und erschöpften Arbeiter begrifflich erscheinen, so ist das keineswegs der Fall bei einem Mann, der so gut wie nichts zu tun, keine familiären Verpflichtungen hat und reiche Eltern besitzt, für den also Geldgewinn, bezw. Diebstahl nicht im geringsten durch Lebensnotwendigkeiten determiniert sein würde. Die Erklärung liegt hier in einer schweren infantilen Regression, die zu einer ernsten Neurose geführt hat. Eines der interessantesten, auf das Geld bezüglichen Symptome dieser Neurose besteht in zwanghaften nächtlichen Wanderungen, bei denen der Patient alles Geld, was er bei sich trägt, ausgeben muß, ganz gleichgültig, um welche Summe es sich gerade handelt (500 Franken und mehr). Wichtig für ihn ist nur, daß er mit völlig leeren Taschen nach Hause zurückkehrt, dies letztere übrigens der eigentliche Sinn des Symptoms, wie sich später ergeben wird. Nach Empfang einer Halbmonatsrechnung bringt er folgenden Traum: *„Ich befinde mich in Byzanz und habe nur noch 20 Franken, die zur Rückkehr nach Genf nicht hinreichen. Kein Wunder, denn mein Vater hat mir nur 200 Franken gegeben. Ich will ihm schreiben, daß er mir postwendend Geld schickt, aber ich berechne, daß die Post hin und zurück 6 Tage brauchen würde, und daß ich keine Zeit mehr habe, den Geldbrief abzuwarten. Ich gehe also in den Schweizer Klub, wo ich einige junge Leute und einen Mann mit roter Krawatte vorfinde. Ich veranstalte dann ein großes Fest. Ich fühle mich verpflichtet, die Leute einzuladen, weil sie gerade da sind . . . Dann entwickelt sich eine Atmosphäre von orientalischem Fest unter einem herrlichen, unendlichen Himmel; ich habe ein Gefühl von Schönheit, Heiterkeit und süßer Ruhe . . .“*

Aus der Deutung ist hervorzuheben, daß sehr klare passive Wünsche vorhanden waren. Die 6 Tage im Traum bezogen sich auf die 6 noch bevorstehenden Analysestunden vor einer aus äußeren Gründen gebotenen Unterbrechung der Kur. Daran anknüpfend Angstgefühle angesichts der Unmöglichkeit, die eigenen Träume zu deuten, und die Befürchtung, wieder in die Passivität und in den Wanderzwang zurückzufallen. Diesem bewußten Gedanken steht der unbewußte Wunsch gegenüber, an der

Krankheit und ihrem Gewinn festzuhalten, zu empfangen, statt zu geben.

Zu den 20 Franken im Traum ergibt sich folgende Determinierung: In einer ersten Analyseperiode, die später durch äußere Verhältnisse unterbrochen werden mußte, hatte der Patient auf Grund einer in schwarzen Farben gehaltenen Schilderung seiner finanziellen Lage nur 5 Franken für die Stunde zu zahlen. Es ergab sich dann in der Analyse sehr bald, daß er aus seinem analerotischen Komplex heraus stark übertrieben hatte. Im Leben war er übrigens, wie das gewöhnlich in solchen Fällen ist, ein absolut einwandfreier und korrekter Mensch. Immerhin hatte er damals eine Menge Schulden und verdiente wenig — unmittelbare Folge seiner neurotischen Erkrankung. Er begnügte sich mit einem ganz untergeordneten Posten, während seine Begabung ihn für eine leitende Stellung prädestinierte. Dabei entwickelte er unter dem Einfluß passiv-homosexueller Triebrichtungen fruchtlose Phantasien von Größe und Reichtum, ohne das Geringste für die Veränderung seiner tatsächlichen Situation zu tun. Die erste Analyseperiode vermochte seine Depressionen nicht zu beseitigen, bestimmte ihn aber, wenigstens Einiges zur Verbesserung seines Einkommens zu tun. Als er nach zwei Jahren wieder in Analyse trat, verlangte der Analytiker 15 Franken für die Stunde, ließ jedoch gleichzeitig wissen, daß dieser Preis ermäßigt sei, da das Normalhonorar 20 Franken betrage. In diesem zweiten Analysestück bildeten die analen Tendenzen das Hauptthema und den Mittelpunkt des unbewußten Widerstands. Starke Schuldgefühle entwickelten sich angesichts des Honorarrabatts von 5 Franken. Während das bewußte Ich des Patienten sich mehr und mehr schämte, nur 15 Franken zu bezahlen und mehrfache Versuche unternahm, den Normalsatz mit einem Honorar von 25 Franken und noch mehr zu überschreiten, verhielt sich das Unbewußte gerade umgekehrt. Feminin und narzißtisch gerichtet, verlangte er unbewußt, versorgt, ernährt und geliebt zu werden, und zwar nicht nur umsonst, sondern sogar bezahlt zu werden, zu empfangen, statt zu geben; dies gewöhnlich in Identifizierung mit Prostituierten oder Zuhältern (also jeweils in passiv-femininer Situation).

Die 200 Franken im Traum bezogen sich auf die letzte Halbmonatsrechnung. Der Analytiker hatte keine Zeit gehabt, die Rechnungen auszuschreiben und den Patienten gebeten, den auf ihn entfallenden Betrag selbst auszurechnen. Das war sehr einfach: denn es handelte sich um 12 Stunden, mithin um 180 Franken Honorar. Trotzdem gelang es ihm, sich zu täuschen; er hatte eine Stunde zu viel berechnet und brachte 200 Franken. Das Ritual bei diesem Überbringen des Geldes war charakteristisch. Mit feierlicher

Miene, die seine Verlegenheit und Aufregung verdecken sollte, übergab er das Geld. Schon im Hauseingang steckte er die Hand in die Innentasche seiner Weste, wo sich der verhängnisvolle Umschlag mit dem Geld befand, um ihn nicht zu vergessen. Offenbar deshalb, weil eine unbewußte Neigung zum Vergessen vorhanden war. Den Umschlag legte er dann auf den Tisch, ungefähr wie ein Dieb, der dem Beraubten sein Geld wieder bringen will, es aber doch gern behalten möchte. Jedesmal, wenn er Geld brachte, versah er es mit doppeltem, fest verschlossenem Umschlag. Unmöglich, es in losen Scheinen zu übergeben! Diese Hemmung erwies sich dann im Laufe der Analyse als bestimmt durch verdrängte exhibitionistisch-anale Tendenzen (Geld = Kot).

In dem Traum hatte sein Vater ihm 200 Franken für die Reise gegeben. In Wirklichkeit hatte er dem Analytiker selbst 200 Franken am Tag zuvor gebracht, auf die ihm 20 Franken zurückgegeben worden waren. Die Traumarbeit hatte also den Sachverhalt umgedreht, um den verdrängten Wunsch zu erfüllen, den Wunsch nämlich, daß sein Vater die Analyse bezahlen solle. Der Patient will nicht nur nichts geben, sondern von allen Seiten empfangen: Vom Vater Geld und vom Analytiker Behandlung. Da überdies der Analytiker dem Vater vom Traum gleichgesetzt wird, so kann man daraus ableiten, daß beim Patienten der Wunsch vorlag, die 200 Franken vom Arzt zu erhalten, also vom Analytiker bezahlt zu werden. Das: „Nur 200 Franken“, verrät überdies klar die Symbolik des Geldes in diesem Fall: „Sie geben mir nicht genug zu essen, Sie sorgen schlecht für mich, Sie sprechen nicht genug, lassen mich zu viel reden, Sie kommen meinen passiven Strebungen nicht genug entgegen — dahin nämlich gehen meine Wünsche und nicht etwa dahin, gesund zu werden.“

Aus dieser Deutung ergibt sich sehr eindrucksvoll, wie stark das Bedürfnis nach Liebe und Schutz bei dem Patienten war. In diesem wie in allen anderen Träumen ist er derjenige, der homosexuell und feminin geliebt und beschützt wird, niemals der, der gibt oder schützt; nie der, der Geld besitzt oder erwirbt, sondern immer der, der es andern wegnimmt. Nie der, der ein Essen anbietet, sondern immer der, der sich eins geben läßt. Diese Traumwünsche stehen in scharfem Gegensatz zu seinen zwanghaften Tagträumen, in denen er als Multimillionär auftritt, ein Auto nach dem andern kauft, jedes teurer als das vorige, darin schöne Frauen spazieren fährt, Marschall von Frankreich oder König von England wird — alles Potenz- und Männlichkeitssymbole, die sein narzißtisches Ideal befriedigen. Denn diese erträumten Rollen entsprechen besser den Strebungen des Ichs. Sie kompensieren gleichzeitig als männliches narzißtisches Ideal die passiven Phan-

tasen. Immer wieder begegnen einem in der psychoanalytischen Praxis Persönlichkeiten, die gleichzeitig „sehr groß und ganz klein“ sein wollen (Gullivermotiv). Baby und König von England, Säugling und Foch, wie bezeichnend ist dieser Gegensatz!

Übrigens hatte diese Summe von 200 Franken noch weitere Bedeutungen. Der Vater hatte es abgelehnt, ihm das nötige Geld für die Analyse zu geben. So waren diese „Nur 200 Franken“ gleichzeitig ein versteckter Protest gegen den Vater, der ihn im Traum so schlecht für seine „Reise“ versorgt hatte. In letzter Linie waren die 200 Franken jedoch gerade die Summe, die er auf seine nächtlichen Zwangsausflüge mitzunehmen pflegte. Diese Ausflüge endeten regelmäßig bei einer Prostituierten, der er stets den gleichen Betrag, nämlich 20 Franken, den Rest des ihm verbliebenen Geldes, zu geben pflegte. Es ergibt sich daraus, daß er sich dem Analytiker gegenüber, in einer stark mit unbewusster Erotik durchsetzten Haltung, mit jener Prostituierten identifiziert, der er Nachts zuvor 20 Franken gegeben hat. Er will so behandelt werden, wie seine nächtlichen Freundinnen. Der homosexuelle Charakter des Traumes wird immer mehr offenbar.

Gerade diese tiefere Determination der geträumten 200 Franken läßt jedoch auf Grund der genaueren Analyse dieses Falles sehr viel weiter reichende Schlüsse zu. Es gehörte nämlich zu den stereotypen Eigenschaften dieses Zwangswanderers, daß er die bewußten 200 Franken nicht etwa aus eigenen Mitteln bestritt, sondern sie sich von seinem Vater leihen mußte. Gehemmt und übermäßig passiv im gewöhnlichen Leben, wurde er erst auf seinen nächtlichen Ausflügen der männlichen Aktive, wenn er mit dem vom Vater geliehenen Gelde auftreten konnte. Der Befriedigungscharakter des Symptoms — ein weiterer wichtiger Zug — war erst dann vollständig, wenn er den letzten Pfennig der geliehenen Summe ausgegeben hatte. Dann erst konnte er erleichtert heimkehren. Damit tritt eine neue Symbolbedeutung des Geldes in die Betrachtung ein. Das Geld ist hier ein Ersatz der väterlichen Potenz. Er identifiziert sich mit dem Vater, dessen Potenz er leiht (raubt), und nur in diesem Zustande vermag er als Mann aufzutreten. Nur bezahlten Frauen gegenüber ist er potent.

Man braucht die Gleichung Geld = Potenz nicht besonders zu erweisen, sie ist den Analytikern allgemein bekannt. Immerhin mag es interessieren, daß dieser Patient noch andere Züge aufwies, die den Charakter des Geldes als Potenzsymbol bei ihm erhärteten. Es bestand bei ihm eine besondere Abneigung dagegen, sein Sperma bei den Zusammenkünften mit seinen bezahlten Freundinnen herzugeben. Dieser Widerwille gegen das Hergeben des Spermas (bei im übrigen ausgezeichnete Potenz) erwies sich leicht als

eine Verschiebung analer Besetzungen auf das Sperma. Die Gleichung Kot = Sperma = Geld tritt also offenbar zu Tage. Wenn der gleiche Patient eine besondere Vorliebe für rundliche Geldbeutel an den Tag legte, die möglichst mit großen Silberstücken (Fünffrankenstücken) prall angefüllt sein mußten und mit denen er in seinen Hosentaschen spielte, so kann dieser Zug den zu Tage getretenen Symbolcharakter des Geldes als Potenzersatz nur unterstützen.

Der Widerspruch zu seinen passiv-homosexuellen Strebungen ist nur ein scheinbarer. Im Gegenteil erweist sich die falsche Männlichkeit, die er sich auf seinen Zwangsausflügen durch das vom Vater geliehene Geld zulegt, als ein in das Gesamtbild ausgezeichnet passendes Symptom. Erst wenn die Taschen leer, diese falsche, mit Schuld beladene künstliche Potenz „verbraucht“ ist, findet er volle Befriedigung und damit in seine natürliche passive Gleichgewichtslage zurück.

\*

Wenn man — führt Odier aus — mit aller Vorsicht versucht, aus dem vorliegenden extremen Fall einer großen Neurose allgemeinere Schlußfolgerungen zu ziehen, die Erfahrungen in den ersten drei wesentlich harmloseren Fällen hinzuzieht, so gelangt man zunächst zu der Überzeugung von der zentralen symbolischen Bedeutung des Geldes auch für das nicht erkrankte Seelenleben, dann aber auch zu Schlußfolgerungen, die sich auf die Entwicklung des Geldsinnes beim Menschen beziehen.

Es gewinnt den Anschein, daß alle auf das Geben, Schenken, Opfern hinielenden seelischen Tendenzen sekundärer Natur sind, eine späte Überlagerung eines entgegengesetzten, primitiven infantilen Systems, das einen Trieb in der Richtung auf Nehmen und Halten entwickelt. Dieses „System C. P.“ (*captatio-possessio*) ist das Primäre und sucht den vom Ich errungenen Standpunkt der Gebepflicht bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu durchbrechen und zu überwältigen. In den zu Eingang beispielsweise angeführten Träumen sahen wir, bei gelockerter Zensur im Schlaf, diese Tendenzen des primären Systems C. P. wirksam und siegreich. Diese Konfliktsituation zwischen dem primären System C. P., das im Es verankert ist und dem „System O.“ (*oblatio*), das eine Errungenschaft des Ich und der Erziehung darstellt, ist allem Anschein nach ubiquitär und beim Gesunden nur glücklicher verdeckt und weniger spürbar als beim Neurotiker. Die Wurzeln dieses Konflikts reichen tief in den Beginn der Persönlichkeitsentwicklung hinab. Der Säugling, der noch kein soziales Ich besitzt, vermag seine auf das Nehmen gerichteten Tendenzen voll auszuleben. Auch in der weiteren Entwicklung des Kindes bleibt die gleiche Triebrichtung wirksam, deren wesentliche Ziele in Be-

friedigung und Liebesgewährung bestehen. Nur die auf Nehmen und Behalten gerichteten Tendenzen sind in dieser frühen Entwicklung nachweisbar. Das Es, das unter der Herrschaft des Lustprinzips steht, weiß nichts von Geben und Schenken. Erst die Erfordernisse der Außenwelt zwingen dem primitiven Wesen allmählich die Pflicht zum Geben auf. Immer stärkere Einschränkungen muß sich das Lustprinzip zu Gunsten des Realitätsprinzips gefallen lassen. An die beiden Frühphasen der Libidoentwicklung knüpft sich diese entscheidende Verzichtleistung an. Durch die Entwöhnung wird der Säugling dazu gezwungen, auf die lust- und nahrungsspendende Mutterbrust zu verzichten, durch den Reinlichkeitszwang das Kleinkind, den ihm kostbar erscheinenden Besitz des Darminhalts herzugeben.

So entwickelt sich die Einstellung zum Gelde in einem Stadium der Persönlichkeitsgeschichte, in welchem die Realbedeutung des Geldes als allgemeinen Austauschmittels noch gar nicht erfaßt werden kann.

In dem folgenden Schema Odiers, das die konkrete und übertragene Symbolbedeutung des Geldes veranschaulichen soll, kommt die Realbedeutung des Geldes daher auch nicht zum Ausdruck.

### *Orale Symbolik*

I. Periode: Milch, Nahrung, Mutterbrust.

### *Anale Symbolik*

II. Periode: Darminhalt, Kot.

### *Genitale Symbolik*

III. Periode: Männliches Glied, Sperma, väterliche Potenz.  
Männliche Potenz im allgemeinen.  
Kind (besonders für die Frau).

### *Primäre psychische Symbolik*

1) Empfangenes Geld:

Seelische Nahrung, Liebe, Schutz, Fürsorge, Passivität.

2) Behaltenes Geld:

Eigensinn, Eigenliebe, Hochmut, analer Narzißmus, Egoismus, Gleichgültigkeit gegen die Objekte der Außenwelt, Autoerotismus.

3) Hergegebenes Geld:

a) Positive Einstellung: Alle Elemente unter 1), jedoch in umgekehrtem aktivem Sinn in Form von Geschenk, Opfer, Verzicht usw.

b) Negative Einstellung: Haß, Waffe, Erniedrigung, Beschmutzung, Herabsetzung, sexuelle Aggression (Analpenis). Diese feindliche Einstellung ist umso kräftiger, je stärker der Zwang ist, es herzugeben, wenn es genommen, erpreßt usw. wird.

4) Genommenes Geld (captatio):

Erniedrigung, Entwertung des Geldes, Potenzberaubung, auch im übertragenen Sinne.

Wenn wir die Vielfältigkeit der Geldsymbolik, wie sie in dieser Tabelle erscheint, überschauen, damit aber zusammenhalten, daß diese Symbolik (Geld als kostbarer Stoff) in einem Lebensalter festgelegt wird, in welchem von der realen Bedeutung des Geldes im sozialen Leben noch keine Vorstellung besteht, so können wir den Satz aufstellen, daß die Anforderungen der Außenwelt, wenn sie mit Hinblick auf das Geld in den Gesichtskreis des reifenden Individuums treten, einer bereits voll entwickelten, und zwar negativ-feindlich gerichteten Bereitschaft begegnen. Die Anerkennung der Austauschfunktion des Geldes stellt ja bereits einen Schritt in der Richtung der Anerkennung des Systems O. dar, von welchem die primitiven Schichten der Persönlichkeit nichts wissen können, noch wollen. So ergibt sich als natürliche Aufgabe für die Psychoanalyse, auch im Hinblick auf das Geld das Über-Ich von der geheimen Herrschaft des Unbewußten zu befreien, genau so wie in der Sphäre der Sexualität, der Affektivität und der geistigen Arbeit. Damit eröffnet sich auch für die junge Wissenschaft der psychoanalytischen Pädagogik ein besonderes Aufgabenfeld, muß doch die geldliche Erziehung des Individuums bereits vollendet sein, wenn das Geld als Austauschmittel vom Jugendlichen zuerst in seiner Realbedeutung erfaßt wird.

Sind die Mechanismen, die die Einstellung zum Gelde beeinflussen, der Sphäre des Ichs weitgehend entrückt und im Unbewußten vorgebildet, so braucht es nicht zu verwundern, wie verhältnismäßig gleichgültig die tatsächliche soziale Lage für die Geldbeziehung eines Individuums ist. Nicht Reichtum oder Armut, sondern das hartnäckige Fortbestehen unbewußter infantiler Tendenzen entscheidet über die Einstellung zum Gelde.

Der Einwand, daß hier nur Beispiele aus dem Kreise von Neurotikern gewählt worden sind, ist keineswegs stichhaltig. Die gleichen Beobachtungen lassen sich etwa bei Gesunden machen, die sich zu wissenschaftlichen Zwecken einer Lehranalyse unterziehen. Der „C. P. Komplex“ mag bei ihnen weniger verdrängt, besser ausgeglichen sein, als beim Neurotiker: Spuren dieses Komplexes werden immer nachweisbar sein. Der Unterschied ist also ein Grad- und kein Wesensunterschied.

Wenn ein gesunder Erwachsener im Traume seiner Habsucht freies Spiel läßt, so dürfen wir ihn deshalb natürlich nicht einen Habsüchtigen oder Geizhals nennen. Denn die Tendenz, die hier zum Ausdruck kommt, wurde entwickelt, bevor das Geld überhaupt in den bewußten Gesichtskreis des Individuums getreten ist.

Wenn wir nun versuchen, die tatsächliche Entwicklung des Geldsinnes im Persönlichkeitsleben zu schildern, so stoßen wir auf zwei Möglichkeiten

eines Ausgleichs zwischen den primären Tendenzen des Es und den sekundären des Ichs. Die erste dieser Möglichkeiten, die natürliche und gesündeste, ist das Kompromiß. Die reiche Dame im ersten Traum bot dem Analytiker 20 Franken für die Behandlungsstunde an. Diese bewußte Hergabe überstieg jedoch die Kräfte ihres Unbewußten. Das kam in ihrem Traum klar zum Ausdruck, in welchem sie 20 Sous, das Almosen für den Straßenmusikanten, als genügende Gegenleistung betrachtete. Was das bewußte Ich gibt, sucht das Es im gleichen Augenblick wieder zu nehmen. Der Traum ist harmlos, er entlastet das Individuum auf unschädlichem Wege vom Druck dieser seiner unbewußten Gegenstrebungen.

Dagegen ist der zweite Weg, der Weg der Überkompensation schon ein Übergang zum Pathologischen. Wenn der neurotische Patient (Byzanztraum) sich erbietet, dem Analytiker mehr als den geforderten Satz zu zahlen, wenn der Großhändler seine Rechnungen immer wieder zweimal bezahlt, so ist die irrationale Seite dieser Handlungsweise, wie Freud das längst gezeigt hat, das Ergebnis eines Ambivalenzkonflikts, dessen Unterströmung in der Fehlhandlung deutlich zu Tage tritt. Er ist dem analogen Fall der Überzärtlichkeit, die immer eine latente HaßEinstellung verrät, unmittelbar an die Seite zu stellen, nur daß es sich hier nicht um den Liebe-Haß-, sondern um den Geben-Nehmenkonflikt handelt. Das wirft ein helles Licht auf die Fälle ausgesprochener Verschwendungssucht bei vielen Neurotikern. Eine Neigung zur Verschwendung ist immer ein Überbau und eine Überkompensation entgegengesetzter Tendenzen, einer unbewußten, besonders ausgesprochenen Habgier. Eine jungverheiratete Frau mit einer mittelschweren Hysterie, die in die Behandlung des Analytikers trat, erlitt einen richtigen Wutanfall bei der Überreichung der ersten Rechnung. Ein Traum kurz nachher enthüllte die sonderbaren Bedingungen, unter denen sie sich zuletzt entschloß, die Rechnung zu begleichen. Zunächst entwertet sie den Analytiker im Traum, indem sie ihn als einen lasterhaften und grausamen Menschen, als eine Art von Zuhälter darstellte. Das zweite Traumstück machte aus dem Analytiker eine Dirne, die man bezahlt. Nach Bewußtmachung und Deutung dieses Traumes brachte sie sehr beschämt das Honorar. Wie die reiche Dame in dem Traum zu Eingang der Untersuchung litt sie an einem Männlichkeitskomplex. Im ehelichen Leben war sie völlig frigid, verhinderte den Koitus. In ihrem Unbewußten verbargen sich Dirnenphantasien, in welchen sie die Rolle der Frau entwertete und von ihren männlichen Klienten freigebig bezahlt zu werden wünschte. So wurde der Wutanfall zu Beginn der Analyse dadurch ausgelöst, daß ein Mann (der Analytiker) Geld von ihr verlangte, ohne ihr Liebe dafür zu geben.



Welcher Gesunde litte nicht, so leicht sie auch sein mag, an einer Neurose. Wenn man den seelisch Gesunden als einen Menschen bezeichnen kann, der nicht hinter den Odiuskomplex regrediert, so kann er doch das habgierige Kind in sich nie ganz töten. Die Neurotiker sind — wie Freud dies dargelegt hat — auch auf diesem Gebiet glänzende Studienobjekte und erlauben Rückschlüsse auf das Unbewußte des Gesunden. „Nehmen statt Geben“, das ist die ganze Weisheit des Unbewußten. Für das Es erscheint das Nehmen, das Empfangen als Notwendigkeit und Genuß, das Geben bedeutet immer Unlust, Furcht und Angst. Daher die Notwendigkeit des Kompromisses, ja der Überkompensation. Bei der letzteren gibt die Rechte mehr, als die soziale Vorschrift es verlangt, weil die Linke gar nichts geben will. Erfolg: Zweifelsucht, Verschwendung, übertriebene Wohltätigkeit, Zwang zur Höherbezahlung usw. Eine andere Form dieser Veranlagung, ein anderer pathogener Typ, wäre der Habsüchtige, der mit der linken Hand alles nehmen will, ohne daß die rechte (das bewußte Ich) etwas gibt. Beim Gesunden sind beide Strömungen besser ausgeglichen. Die Rechte gibt immer etwas, die Linke nimmt nicht alles wieder weg. Der Neurotiker entlarvt nur auf vergrößerte und verzerrte Art den Konflikt, der sich beim Gesunden in den feinsten Schwingungen in aller Stille auswirkt. Heute wissen wir durch die Analyse, daß alle Käufer auf dem Markt des Herzens wie auf allen anderen Märkten im Grunde ihrer Seele jeden Kauf zu teuer finden. Dieser geheime Protest ist nichts anderes als die instinktive menschliche Antwort auf jede Forderung der harten äußeren Welt. Und dieser Dualismus, der ohne Ausnahme gilt, ist nur der Ausdruck für die fortwirkende Kraft einer primitiven biologischen Funktion. Wenn diese Funktion, die den Neugeborenen ans Leben bindet, in ihm das Bedürfnis nach Befriedigung und Schutz hervorruft, eine der sichersten Garantien für seine biologische Existenz ist, so wird es klar, warum das Geld späterhin immer mehr zum zentralen Symbol dieser beiden auf das Nehmen gerichteten Tendenzen des Menschen, ja ihr eigentlicher Angelpunkt wird. Betrachtet man die Objektwahl des Kindes, das diejenigen liebt, die ihm Befriedigung und Schutz gewähren, die andern aber haßt, so ist es nicht weiter zu verwundern, wie stark Haß und Liebe in der allgemeinen Symbolik des Geldes enthalten sind. Die Wurzeln dieser Ambivalenz — den Objekten der Außenwelt und dem Gelde gegenüber — sind die gleichen.

Seine Untersuchung zusammenfassend kommt Odier zum Ergebnis, daß man einer prä-ödiपालen Phase der Libidoentwicklung eine „prä-pekuniäre“ zur Seite stellen und die eigentliche pekuniäre Phase der zweiten, nämlich der Entwicklung des sozialen Ichs zuordnen kann. So schließt diese

Arbeit mit einem Paradox. So ausgezeichnet und glücklich die Gelderziehung in dieser zweiten Phase, in der der Geldbegriff seine zentrale Bedeutung bereits besitzt, auch sein mag, sie ist für die spätere Einstellung des Individuums zum Gelde ohne wesentliche Bedeutung. Die erste Phase dagegen, in welcher das Geld für die Erziehung noch keinerlei Rolle spielt, ist im Gegenteil die entscheidende für die spätere endgültige Einstellung in finanziellen Dingen. Gelingt es dem Über-Ich, das System C. P. glücklich zu überwinden, so ist damit die zukünftige Haltung entschieden. Im Alter von 6 Jahren, kann man sagen, ist diese Entscheidung schon gefallen. Der zukünftige Charakter der Persönlichkeit ist in diesem Alter mit unsichtbarer Schrift bereits in die zarte Seele des kleinen Wesens eingegraben; und die harten Notwendigkeiten der Außenwelt, des Zusammenlebens mit andern Menschen sorgen dafür, daß diese Schrift allmählich lesbar wird.

F. Sch.

---

# D A S E C H O D E R P S Y C H O A N A L Y S E

---

## Ferdinand Bruckner über Psychoanalyse

Das Februarheft der Monatsschrift „Die Literatur“ veröffentlicht einen kleinen Essay von Ferdinand Bruckner. Bekanntlich hat der Verfasser der erfolgreichen Dramen „Krankheit der Jugend“, „Kreatur“, „Verbrecher“, „Elisabeth von England“ sein in der Öffentlichkeit von viel Neugierde umschwärmtes Pseudonym in der jüngsten Zeit gelüftet und nun weiß man, unter der Maske Ferdinand Bruckner verbirgt sich der von früher als feiner Essayist bekannte Schriftsteller und Theatermann Theodor Tagger. Sein jetzt erschienener Aufsatz „Freud und die Schriftsteller“ muß um so eher interessieren, als die Kritik die oben erwähnten Bühnenwerke jahrelang in auffallender Übereinstimmung als von der Psychoanalyse beeinflusst empfunden hatte und daher lange Zeit vermutete, der Verfasser müsse selbst Analytiker sein oder einen Analytiker zum Mitarbeiter habe. Wir geben aus dem gedankenvollen Essay von Tagger-Bruckner folgende Stelle hier wieder:

Freud verdanken wir die Erfahrung, daß auch die Seele ein Fach ist. Die Seele nicht im Sinne der Psychologie, die sich seit Jahrtausenden so selbstlos mit ihr beschäftigt, sondern als Trägerin der körperlichen Alltagsreaktion. Er hat sie im Traum und im Unbewußten nachgewiesen, in den Fehlleistungen des Augenblicks, im ewigen Mitschleppen der Kindheit, im Ur-

menschen-tum des Blutes und er hat diesen seelischen Tratsch des Menschen mit sich selbst zu einer exakten Wissenschaft gemacht, die man heute paragraphenweis studieren kann wie das Strafgesetzbuch. Dank ihm wissen wir heute wieder eindeutig, daß wir keinesfalls immer wissen, welche Handlungen und warum wir sie begehen. Eine Unmasse von äußeren Gründen veranlaßt uns selbstverständlich, so und so zu reagieren? Es liegt klar auf der Hand, daß wir weinen, wenn wir betrogen werden? Lachen, wenn wir betrügen, wiederhauen, wenn man uns schlägt, oder eben nicht wiederhauen: wir haben immer unsere guten Gründe, warum? Nein, das Herz beruhigt sich nicht mit diesen guten Gründen, es kaut sie immer wieder, es tratscht sich durch sie durch, umspült sie monologisch, plötzlich war es eine Lüge, daß wir gelacht haben, die guten Gründe waren Vorwände vor uns selbst und nichts mehr liegt klar auf der Hand. Ebenso handeln wir oft sehr unverständlich, so eine Dummheit, wie konnte ich nur, es war gegen jede Vernunft — aber der Monolog in uns, wir hören ihn ja nicht immer, geht ohne Unterbrechung weiter und plötzlich, manchmal erst nach Jahren, haben wir diese unverständliche Handlung verstanden.

Schon vor Freud haben Schriftsteller Seelisches beschrieben, aber auf Grund des damaligen Standes der Psychologie. Die Psychologie Dostojewskis, der ein bessener Schüler seines Zeitwissens war, kann man heute auch in einem Groschenroman finden. Unnötig zu sagen, daß das der Größe Dostojewskis keinen Abbruch tut, die Größe eines Schriftstellers liegt nicht in seinen Fachkenntnissen, sondern in der Schöpferkraft, die sie benutzt.

Warum sträuben sich noch so viele Schriftsteller vor einer Bekanntschaft mit Freud? Warum weichen sie ihm aus oder behaupten es eifrig, während sie jedes andere Materialstudium ohne weiteres zugeben würden? Weil sie die Krankheit des Fingerlutschens noch nicht überwunden haben und sich einreden, sie hätten es nicht nötig, die Seele zu studieren, sie hätten selbstverständlich ihr eigenes „Gefühl“. (Dieser ent-waffnenden Vorstellung vom Zweck eines Freud-Studiums begegnet man noch heute auch bei klugen Köpfen.) Von allem anderen abgesehen, ist es nicht die Aufgabe eines Schriftstellers, ein Gefühl zu haben, sondern es zu gestalten. Die gesamte Weltliteratur wiederholt sich immer wieder in neuen Ausdrücken für die Handvoll Gefühle, die es überhaupt gibt. Es kommt darauf an, wieviel Neues ein Schriftsteller von dem „weiß“, durch Wissen selbst entdeckt, was er „fühlt“. Das „Fühlen“ allein schenken wir ihm, davon haben wir nichts, das kann jeder.

Alle Erkenntnis, nicht nur die von der Seele, wird auf Ewigkeit in einer

Art Anfangsstadium stecken bleiben vor dem Unausprechlichen und Letzten. Jede Wissenschaft versucht weiter nichts, als immer wieder ein kleines Stück näher heranzukommen, aber zwischen ihrem äußersten Vorposten und dem „Ziel“ wird uneinnehmbar das winzige mathematische Unendlich liegen. Wie der Physiker nicht weiß, was Elektrizität ist, der Biologe nicht, was Leben ist, kein Theologe, was Gott ist, wird auch der Schriftsteller nur immer näher an dieses Letzte heranrücken können, das für ihn, den Menschengestalter, „der Mensch“ heißt. Auf dieser Straße hat für uns den Schritt näher heran nach Nietzsche Sigmund Freud gemacht.

## Freud und die moderne Literatur

In den Stockholmer „Dagens Nyheter“ vom 5. und 6. Dezember veröffentlicht Sten Selander zwei Aufsätze über den Einfluß der Psychoanalyse auf die zeitgenössische schöne Literatur. Der erste Aufsatz behandelt den Einfluß Freuds auf die deutsche Literatur, der zweite den auf die französische, englische und amerikanische. Seine Feststellungen — führt Sten Selander eingangs aus — erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit; weder könne er die zeitgenössische Literatur vollständig kennen, noch sei er mit der psychoanalytischen Lehre so nahe vertraut, um ihren Einfluß auf die Dichtkunst, wo er nicht auch dem Außenstehenden offenkundig ist, überall agnoszieren zu können. Es handle sich ihm nur darum, auf einzelne von Freud beeinflusste Autoren und Werke hinzuweisen, wie es ihm bei einer ziemlich planlosen Lektüre aufgefallen sei. Auch seien nur solche Autoren berücksichtigt, die vom Einfluß der Psychoanalyse zentral erfaßt sind, denn „ganz unberührt von Freud ist wohl kein zeitgenössischer Autor, mittelbar oder unmittelbar haben wohl alle etwas von ihm angenommen“.

Soweit es sich um den Einfluß Freuds auf die deutsche Literatur handelt, meint Selander, ist die Intensität dieses Einflusses zum Teil durch Freuds Stil zu erklären, durch die suggestive Wirkung seiner künstlerischen Prägung. „Man darf sich daher nicht wundern, daß seine Schriften einen Teil seiner Landsleute so faszinierten, daß dies beinahe zu einer sklavischen Unterwerfung führte“. Als Beispiel dafür wird Leonhard Frank angeführt, und insbesondere dessen Werke „Die Ursache“ und „Karl und Anna“. Franz Werfel habe sein psychoanalytisches Bekenntnis im Roman „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig“ abgelegt. „Der Zauberberg“ zeigt, daß nicht einmal Thomas Mann für Freuds Einfluß unempfindlich sei. Junge, radikale Talente könnten sich nicht für Freud erwärmen, denn — führt Selander an — diese Revolutionäre (in der Regel Kommunisten)

sind im Grunde genommen doch Utopisten, die vom Rousseauschen optimistischen Idealismus ausgehen, und Freuds Anschauung, daß der Mensch von Geburt aus ein böses, aggressives, egoistisches Wesen sei, stehe jenem Utopismus diametral entgegen.

In der französischen Literatur nehme der Einfluß Freuds andere Formen an, als in der deutschen. In Frankreich wirkt sich dieser Einfluß parallel einer auch sonstigen Revolte gegen den Intellektualismus aus. Diese gerade in Frankreich begreifliche Reaktion — führt Selander aus — führt aber auch zu Übertreibungen. Ein Beispiel dieser Übertreibung sei die surrealistische Richtung (Philippe Soupault, Louis Aragon u. a.). Die Methode der Surrealisten, die Wirklichkeit mit der Technik des Traumes, in der primitiven Symbolsprache zu schildern, mache ihre Werke unverständlich. Sie hätten Freud zum Anlaß genommen, sich auf dem Kehrighaufen der Hinterhöfe der Sexualität zu wälzen. „Und diese Art von Berühmtheit, deren sie sich gegenwärtig in den Literaturkreisen des Montparnasse und des Quartier Latin erfreut, dürfte, hoch gerechnet, ungefähr bis 1931 bestehen.“

Über André Gide schreibt Selander:

„In welchem Maße André Gide, der in vieler Hinsicht die geistige Zentralgestalt im Frankreich unserer Tage ist und vielleicht mehr als irgend jemand anderer dazu beigetragen hat, dort Interesse für Freud zu wecken, selbst zu den Gläubigen gehört, ist schwer zu entscheiden. Er dürfte erst als reifer Mann die Psychoanalyse kennen gelernt und es daher eben nicht so leicht gehabt haben, sie vorbehaltlos gutzuheißen. Seine grenzenlose intellektuelle Neugierde und sein Bedürfnis, den Leser zu verwirren und ihm harte Denknüsse zu knacken zu geben, macht es schwer, zu entscheiden, was in seinen späteren Büchern von Bergson, von Dostojewski, von Nietzsche, von Proust, von Freud oder von André Gide selbst stammt. Sicher ist jedenfalls, daß z. B. seine glänzende Studie über Dostojewski gleichzeitig eine Einleitung zur psychoanalytischen Menschenauffassung genannt werden kann und ihre gegenwärtige Form nicht ohne Freud erlangen konnte. Und unter den zahllosen Ideen, die sein Hauptwerk, den großen Problemroman „Die Falschmünzer“, bewegen, nimmt die Freudsche Lehre keinen geringen Raum ein.“

Unter den Schriften von Jacques de Lacretelle ist nach Selander besonders der Roman „La Bonifas“ als „orthodox-freudianisch“ zu bezeichnen. „De Lacretelle hat deshalb, weil er Freudianer wurde, nicht aufgehört, Künstler zu sein, er kann die Theorie mit Leben erfüllen und bedeckt ihr die Knochen mit Fleisch und Blut; aus einem psychiatrischen Fall wächst sich die Erzählung vom verfehlten Leben der Marie Bonifas zu einer in all ihrer beklemmenden Verwüstung ergreifenden Tragödie aus“.

Auch François Mauriac sei gläubiger Freudianer, doch habe auch er sich seine Freiheit als schaffender Dichter erhalten. (Vor allem ist der

Roman „Génitrix“ gemeint, der von der „Ausartung einer Liebe zwischen Mutter und Sohn“ handelt.) „Mauriac ist gläubiger Katholik im Jansenschen Geiste: seine Anschauung vom Leben ist streng und dunkel, das Dasein besteht für ihn in einem ununterbrochenen Kampf gegen das Böse, das sich eindringt und alles vergiftet. Und in dem Glauben wird er bestärkt durch die psychoanalytische Demaskierung aller dunklen und heimtückischen Regungen unseres Wesens und deren zweideutige Einwirkungen auf die menschlichen Tugenden und Motive. Für ihn, wie für den hervorragenden Psychoanalytiker Pfarrer Pfister ist es keine Schwierigkeit, gleichzeitig Christ und Freudianer zu sein.

In der englischen Literatur ist es nach Selander besonders Freuds „Pansexualismus“, der einen starken Eindruck hinterließ. Sei doch alles, was mit dem Geschlechtsleben zusammenhängt, früher in keinem Lande so mit Tabus der Prüderie, mit verlogenen Konventionen versteckt und erstickt worden, wie in England. Die Kriegsjahre und die Nachkriegsjahre haben in gewissen Kreisen Englands eine vollständige Umwälzung herbeigeführt. „Man kann die Rolle der Psychoanalyse in dieser Revolution gar nicht überschätzen“. Das Wort „Geschlecht“ sei nun unvermutet in die englische Sprache eingedrungen. Man brauche nur auf Aldingtons „Tod eines Helden“ hinzuweisen, um zu zeigen, welche Rolle Freud für Englands jüngere Intelligenz spielte. D. H. Lawrence „hat eine übrigens sehr verworrene Lebensphilosophie, oder vielleicht richtiger: Unterlebensphilosophie entwickelt, in ausgeprägtem, wenn auch nicht sehr treuem Freudschen Geiste.“ Der Roman „Mary Olivier“ von May Sinclair sei das Beispiel eines erzählenden Werkes, das von unverdauter Freudscher Dogmatik vollgestopft sei. Bei James Joyce und Dorothy Richardson führe Freuds Einfluß zu tödlicher Langeweile. Es gibt nach Selander nichts Langweiligeres in der Weltliteratur als den „träge dahingleitenden Strom stinkenden seelischen Spülwassers ohne zusammenhängende Gedanken und begriffliche Sinnggebung“ (nämlich im „Ulysses“ von Joyce). Ebenso langweilig sei Dorothy Richardson. Virginia Woolf sei zwar kurzweilig, mitunter sogar witzig, aber gehöre leider auch zu den theoretisierenden Künstlern. Weiter nennt Selander als Beispiele<sup>3</sup> von Freud beeinflusster englischer Autoren noch Graves und Aldous Huxley.

Von amerikanischen Autoren hebt Selander Louis Bromfield hervor. In seinem Roman „Miß Annie Spraggs seltsame Geschichte“ stehe die Auffassung des Zusammenhangs zwischen Religion und Sexualität auf psychoanalytischer Grundlage. „Es glückt ihm, die Theorie umzuzaubern zu einer wundervollen, eindrucksstarken Stimmung von vollblütiger heidnischer Primitivität hinter der Maske amerikanischen, hinterwäldlerischen Sektierertums. Bromfield ist einer der wenigen angelsächsischen Erzähler, die — ähnlich einigen Franzosen — es wirklich vermocht haben, psychoanalytische Lehrensätze zu lebendiger Kunst umzuformen.“

## Psychoanalyse und Völkerpsychologie

In seinem vor kurzem (bei Georg Thieme in Leipzig) erschienenen umfangreichen Werke „Perspektiven der Seelenheilkunde“ beschäftigt sich Arthur Kronfeld u. a. auch mit der Frage, welche Ergebnisse der völkerpsychologischen Forschung für die Bestimmung des Seelisch-Abnormen (bei der Neurose, als auch bei der Psychose) herangezogen werden können. Er billigt insbesondere der Anwendung der Psychoanalyse auf völkerpsychische Bestände einen großen heuristischen Wert zu. Im Abschnitt „Die entwicklungsgeschichtliche Präformation des seelisch Abnormen“ schreibt er u. a.:

„Die Völkerpsychologen haben sich den Gedankengängen der Psychoanalyse vielfach noch weit mehr verschlossen, als dies innerhalb der Psychopathologie der Fall war. Sie haben ihr, oft mit ganz unzulänglichen Argumenten, Willkür und unzulässige Verallgemeinerung vorgeworfen.“

„Aber es ist vielmehr bezeichnend für die Vorsicht des Entwicklungsganges der völkerpsychologischen Psychoanalyse, daß sie niemals, wie etwa in der Neurosenlehre, mit einem geschlossenen systematischen Gebäude der Völkerpsychologie hervorgetreten ist. Insbesondere zwei Fragenkreise bedürfen auch für die Psychoanalyse selbst erst noch weiterer Klärung. Einmal die Abgrenzung der spezifisch-psychoanalytischen Symbolik von der andersartigen, naturalistisch oder soziologisch begründeten Symbolik in der Völkerkunde und Mythenforschung. Und zweitens die Arbeit an den besonderen Erlebens- und Denkformen der Primitiven und ihren strukturellen Grundlagen — die bisher von der Psychoanalyse nur vorläufig und heuristisch mit den neurotischen Strukturen gleichgesetzt worden sind.“

„Diese kritische Zurückhaltung der Psychoanalytiker hinsichtlich der Tragweite ihres Verfahrens in der Völkerpsychologie ist nicht etwa neueren Ursprungs. Sondern gerade die besten völkerpsychologischen Freud schüler haben sie immer besessen, und es ist nicht richtig, daß sie sich einer kritiklosen Verallgemeinerungstendenz schuldig gemacht hätten. So hält Abraham es für gefährlich und warnt davor, mit den ungedeuteten Erzen des reichen mythischen Gutes willkürlich zu schalten und Zusammenhänge zu konstruieren, die nur scheinbar bestehen oder deren Existenz nicht zu erweisen ist. Er spricht diese Warnung gegen Jung aus. Sachs findet es begreiflich, daß die ersten Schritte der Psychoanalytiker auf diesem neuen Gebiet leicht den richtigen Weg verfehlen können. Und Silberer sagt: Die psychoanalytischen Autoren werden sich die Zeit nehmen müssen, an dem Material, das sie behandeln, nicht bloß die psychoanalytischen, sondern auch alle anderen Seiten so weit durchzuarbeiten, daß aus dem Gesamtbild die richtige Stellung der Psychoanalyse erkennbar ist. Besonders in der Märchen- und Mythenforschung sei die richtige Abgrenzung der Rolle der Psychoanalyse besonders wünschenswert. Die Synthese der psychoanalytischen Deutung mit den anderen Deutungen . . . harrt noch ihres Schöpfers. Putnam würde es be-

dauern, wenn man die Notwendigkeit nicht erkennen würde, bei den wichtigen Mythen- und Kunstanalysen neben den aus verdrängten Wünschen herrührenden Einflüssen auch andere Einflüsse zu betonen, . . . ohne welche keine der in den Mythen zum Ausdruck kommenden Regungen vollständig zu verstehen ist. Alle diese und noch andere Äußerungen beweisen, daß die Psychoanalyse nicht daran denkt, sich als völkerpsychologische Universallehre anzubieten. Sie will nicht mehr sein als einer der möglichen Arbeitsgesichtspunkte, der keinen anderen ausschließt. Das Urteil über die Tragweite der Heuristik überläßt sie durchaus der völkerpsychologischen Gesamtforschung selber.“

## Aus Zeitschriften

In einem Aufsätze „Zur Psychologie und Pädagogik der Scham“ von Kurt Haase in der „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik“ (1930, VI, S. 415 ff) heißt es u. a.: „Der Schutz persönlicher Würde, ob sie an Erlebnissen persönlicher Art (seelische Scham) oder am Leibe haften (Geschlechtsscham), ist eine positiv sittliche Forderung. S. Freud lehnt die Erziehung zur Geschlechtsscham mit der Begründung ab, daß die Geschlechtsscham Libidobefriedigungen verhindere und dadurch sehr leicht nervöse Erkrankungen hervorrufe.“ Dem wäre entgegenzuhalten, einmal, daß ärztliche Überlegungen niemals letztlich über die Norm persönlichen Verhaltens entscheiden können, vielmehr stets die sittliche Forderung über der ärztlichen stehen muß, sodann, daß es wahrscheinlich gar nicht die echte sittliche Geschlechtsscham ist, welche jene Neurosen hervorzurufen pflegt, sondern vielmehr die unechte, auf sozialer Suggestion beruhende Geschlechtsscham, die der sittlichen Fundierung entbehrt. Daß Freud tatsächlich diese vor Augen hat, geht aus seinen Ausführungen deutlich hervor.

\*

Warum vergißt man Träume? fragt Andreas Angyal (Turin) in der „Zeitschrift für Psychologie“ (Bd. 118, 1930, S. 191 ff). Der Verfasser kommt in seiner — im Institut für experimentelle Psychologie an der Universität Turin entstandenen — Abhandlung zum Ergebnis, daß es ein aussichtsloses Unterfangen sei, einen Traum rekonstruieren zu wollen, denn dazu fehlt einerseits jeder Anknüpfungspunkt, andererseits sei der Bereich dessen, was im Traume zu erleben möglich ist, schlechthin unbegrenzt. Wenn es sich um die Reproduktion des Erlebnisses des Wachzustandes handle, bieten gewisse relativ konstante Faktoren des Wachzustandes Anhaltspunkte; solche Faktoren sind: die relativ konstante Verbindung verschiedener Zeitabschnitte mit gewissen Ereignissen der Umwelt und mit gewissen Faktoren der persönlichen Lebensführung, die Konstanz des Ortes,



der eigenen Person, der Naturgesetze usw. Alle diese Faktoren fehlen im Traum oder erscheinen stark verkümmert, und daher seien Träume nicht rekonstruierbar.

\*

In einer Abhandlung über einen Fall von „Zwangslachen mit Erektion als epileptisches Äquivalent“ („Der Nervenarzt“, 1931, Heft 2) berichtet Dr. Josef Wilder (Wien) von dem in Frage schwebenden Patienten u. a., daß es, wenn der Patient im Bett liegt, vorkommt, daß er während eines Lachanfalls keine Erektion bekommt (wie es sonst in der Regel bei ihm der Fall ist), dafür aber das Gefühl hat, zu schweben, zu fliegen. Dr. Wilder schreibt dazu: „Hier tritt also das Fliegen gewissermaßen als Ersatz der Erektion auf. In diesem Zusammenhange ist unbedingt die psychoanalytische Arbeit Federns über Fliegeträume zu erwähnen. Federn behauptet, daß die so häufigen sog. Fliegeträume Erektionsträume sind, bei denen das Fliegen als Symbol der Erektion auftritt. Man mag zur Psychoanalyse und speziell zur Symbollehre stehen, wie man will, so muß man, wenn man, so wie wir es taten, sich viel mit Träumen beschäftigt, zugeben, daß es sich hier nicht um bloße Deutungen, sondern um Tatsachen handelt. Denn wir begegnen immer wieder der Angabe, Patient sei aus einem Flugtraum mit einer Erektion erwacht. So weit darf man allerdings nicht gehen, daß man behauptet, alle Fliegeträume seien ausschließlich Erektionsträume. Bekannt ist z. B. das häufige Auftreten von Fliegeträumen bei Vestibularaffektionen (Schilder, Leidler und Loewy u. a.). Auch Federn selbst gibt das zu. Daß möglicherweise schon bei dem Erektionsfliegetraum Vestibularfaktoren mitspielen, dafür scheint die Angabe unseres Kranken zu sprechen, daß er die Flugsensation nur in einer bestimmten Lage (im Liegen) bekomme. Daß, wie alle Traummechanismen, die symbolischen Flugphantasien auch im Wachen bei Neurosen vorkommen, dürfte bekannt sein. Ich erinnere mich da besonders an einen hysterischen Dämmerzustand mit deutlichen Zeichen vestibulärer Störung (Nystagmus, Vorbeizeigen), den ich unter der Leitung Schilders beobachten konnte und der sowohl die Halluzination hatte, selbst zu fliegen, wie auch fortwährend nach herumschwirrenden Fliegen griff.“

Eigentümer und Verleger :

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien, I., Börsegasse 11

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Adolf Josef Storfer, Wien, I., Börsegasse 11

Druck: Johann N. Vernay A.-G., Wien, IX., Canistugasse 8—10

*Soeben erschien*

# Theoretische Schriften

von

**Sigm. Freud**

*In Ganzleinen M. 9—*

## Inhalt:

Über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens	Metapsychologische Ergänzung zur Traumlehre
Über den Begriff des Unbewußten in der Psychoanalyse	Trauer und Melancholie Jenseits des Lustprinzips
Zur Einführung des Narzißmus	Massenpsychologie und Ich-Analyse
Triebe und Triebchicksale	Das Ich und das Es Notiz über den „Wunderblock“
Die Verdrängung	Die Verneinung
Das Unbewußte	

**Internationaler Psychoanalytischer Verlag**

**Wien, I., In der Börse**

1/17 1290€ uK

36576

# Sigm. Freud

## Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie

6. durchgesehene Auflage — Gebunden Mark 3.80

**INHALT:** I) Die sexuellen Abirrungen. Abweichungen in Bezug auf das Sexualobjekt. Die Inversion. Geschlechtsunreife und Tiere als Sexualobjekte. Abweichungen in Bezug auf das Sexualziel. Anatomische Überschreitungen. Fixierung von vorläufigen Sexualzielen. Perversionen. Der Sexualtrieb bei den Neurotikern. Partialtriebe und erogene Zonen. Erklärung des scheinbaren Überwiegens perverser Sexualität bei den Psychoneurosen. — II) Die infantile Sexualität. Die sexuelle Latenzperiode der Kindheit und ihre Durchbrechungen. Die masturbatorischen Sexualäußerungen. Die infantile Sexualforschung. Entwicklungsphasen der sexuellen Organisation. Quellen der infantilen Sexualität. — III) Die Umgestaltung der Pubertät. Das Primat der Genitalzonen und die Vorlust. Das Problem der Sexualerregung. Die Libidotheorie. Differenzierung von Mann und Weib. Die Objektfindung. — Zusammenfassung.

Wer die „Abhandlungen“ nicht kennt, kennt Freud nicht. (*Strohmeyer in der „Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie“*)

Die „Drei Abhandlungen“ tragen die Züge einer klassischen Darstellung an sich und werden auch von Gegnern der Psychoanalyse mit wissenschaftlichem Genuß und mit Hochachtung gelesen werden . . . Ungemein feines und sicheres Gefühl für die spezifisch seelischen Probleme auf dem Gebiete der Sexualität . . . saubere logische Arbeit . . . knappes vornehmes sprachliches Gewand. (*„Leipziger Lehrzeitung“*)

Ich wüßte kein Werk anzuführen, das in solcher Kürze so geist- und gedankenreich die wichtigsten Sexualprobleme behandelt. Ganz neue Horizonte. (*Näcke in Groß' „Arch. für Kriminalanthropologie“*)

Es erübrigt sich fast, auf die grundsätzliche Wichtigkeit dieser Schrift hinzuweisen, die in gedrängter Form den Extrakt der sexualpsychologischen Lehre Freuds enthält. (*Schneider, Köln, in der „Monatsschrift für Kriminalpsychologie“*)

Zu beziehen durch:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien I, In der Börse

	Seite
M. D. Eder: Vom Guten, Wahren und Schönen . . . . .	97
Alfred Winterstein: Das Erlebnis der Schönheit . . . . .	112
„Das Unbehagen in der Kultur“. Zweite Auflage (St.) . . . . .	120
Lou Andreas-Salomé: Zum Typus Weib . . . . .	122
Fritz Wittels: Der hysterische Charakter . . . . .	138
Georg Groddeck: Das Zwiesgeschlecht des Menschen . . . . .	166
Geld und Neurose (F. Sch.) . . . . .	173
<b>DAS ECHO DER PSYCHOANALYSE</b>	
Ferdinand Bruckner über Psychoanalyse . . . . .	184
Freud und die moderne Literatur . . . . .	186
Psychoanalyse und Völkerpsychologie . . . . .	189
Aus Zeitschriften . . . . .	190

Wir suchen zu kaufen:

**Imago, Band I—XVI (1912—1930)**

Angebote auch auf einzelne Bände und kleinere Serien erbeten an

**Budhandlung Gustav Fock G. m. b. H., Leipzig C 1**

*Soeben erschien:*

**Trieb und Tradition im Jugendalter**

Kulturpsychologische Studien an Tagebüchern

Von

**Dr. Siegfried Bernfeld**

*Preis Mark 9'60*

Zu beziehen durch:

**Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien, I., In der Börse**

*Prospekte über psychoanalytische  
Literatur sendet auf Verlangen:  
Internationaler Psychoanalytischer  
Verlag, Wien, I., Börsegasse 11*